© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

5 Die Durchführung einer empirischen Untersuchung

5.1 Die Entwicklung und Formulierung von Untersuchungs- und Forschungsfragen

Empirische Untersuchungen im Bereich der Sozialen Arbeit gehen sehr häufig von sozialen Praxiserfahrungen aus und versuchen, eine Wissenslücke in Bezug auf das notwendige professionelle Handeln zu schließen. So kann es sein, dass es in einer Beratungsstelle aus Sicht der Mitarbeiter_innen im Verlauf der letzten Jahre zu einer Verschiebung der Nachfragesituation unter den Klienten und Klientinnen gekommen ist und man möchte dieser Beobachtung näher auf den Grund gehen und dazu die Empirie einsetzen. Oder eine soziale Einrichtung möchte die Zustimmung der Teilnehmer_innen zu einem spezifischen sozialen Angebot messen, etwa im Bereich der Präventionsarbeit mit Kindern und Jugendlichen und zum Beispiel im Rahmen eines durchgeführten Workshops zur Prävention sexueller Übergriffe auf Kinder oder auch eines Workshops zur Aufklärung um die Risiken von HIV und Aids. Ausgangspunkt ist also häufig, durch eine geplante empirische Untersuchung dem vorhandenen, überwiegend auf Handlungspraxis und Berufserfahrung fußenden Wissensstand neue Erkenntnisse hinzuzufügen und ggf. inhaltliche oder auch methodische Handlungsänderungen daraus abzuleiten.

Zu Beginn einer Studie stehen deshalb in der Regel eine oder auch mehrere *Untersuchungsfragen*. Die Untersuchungsfrage legt den Beobachtungsfokus fest, aber auch, welche Untersuchungsstrategie angemessen

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

ist, also beispielsweise, ob ein qualitatives oder quantitatives Vorgehen (Frage nach dem Paradigma) sinnvoll ist, ob es um eine Verlaufsbetrachtung oder eine Momentaufnahme geht (Frage nach dem Design) und welche Methoden sinnvoller Weise eingesetzt werden können. Jede empirische Studie ist selektiv, das bedeutet, sie bearbeitet nur einen bestimmten Wirklichkeitsausschnitt. Dies ergibt sich schon durch den Umstand, dass die soziale Wirklichkeit so komplex ist, dass sie sich einer vollständigen Beschreibung von vorneherein entzieht. Schon die systematische Beschreibung einer beruflichen Alltagssituation, wie die Beratung einer Klientin wäre als solche kaum vollständig zu erfassen und zu dokumentieren, wenn bedacht wird, welche Fülle von Details dabei erfasst und aufgezeichnet werden müssten, zum Beispiel die personenbezogenen Merkmale der an der Situation Beteiligten (Geschlecht, Alter, Kleidung, Mimik, Gestik, Stimmung, Emotion, Sprache), die umgebungsbezogenen Merkmale (Raumausstattung, Sitzordnung, Farben, Lichtverhältnisse, Geräusche, Gerüche) und die Inhalte und der Verlauf des Gesprächs usw., wobei selbstverständlich nur ein Teil dieser Informationen für die Untersuchung tatsächlich relevant ist. Durch die Untersuchungsfrage werden also sowohl die strategischen Überlegungen initiiert (im Hinblick auf Paradigmen-, Design-, Methoden- und Stichprobenwahl) als auch die Aufmerksamkeit der Untersuchenden konzentriert. Die Bedeutung der Formulierung der Untersuchungsfrage ist also eine kardinale für den Ablauf einer empirischen Untersuchung, gleich welchen Designs oder welcher Methoden sie sich daraus folgend im Einzelnen bedient. Die Untersuchungsfrage umreißt und definiert das Erkenntnisinteresse der Forschenden.

Forschungsfragen sind demgegenüber schwerer zu formulieren, weil sie darauf abzielen, wissenschaftlich neues und relevantes Wissen zu produzieren, weil sie von vorneherein Ansprüche an die Aufarbeitung des bereits existierenden wissenschaftlichen Wissens, an die Kenntnis des Untersuchungsfeldes und an die Präzision der Formulierung stellen (vgl. Gläser/Laudel 2004, 61f.). Wissenschaftliche Forschung muss als kollektives Unternehmen gedacht werden, bei dem Wissenschaftler_innen, die getrennt voneinander arbeiten versuchen, den Wissensbestand weiterzuentwickeln und dem bereits bestehenden Wissensbestand etwas hinzuzufügen. Dieser gemeinsame Wissensbestand existiert in der Form von Theorien, so dass eine Forschungsfrage in der Regel eine theoretische Wissenslücke beschreibt. Weiter oben (vgl. Punkt 1.4) wurde bereits festgehalten, dass der Gegenstand empirischer Forschung aus Sicht der

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Soziologie darin besteht, soziales Handeln in seinem Ablauf und in seinen Wirkungen ursächlich zu erklären. Das bedeutet, dass immer soziale, also zwischenmenschliche Prozesse im Mittelpunkt stehen. Da aber soziale Prozesse weder „an sich" – also ohne Vorverständnis – noch vollständig beschrieben werden können, bleibt jede Beschreibung auf eine theoretische Anleitung angewiesen. Wenn also dem bestehenden Wissen etwas hinzugefügt werden soll, muss der durch eine Untersuchung erbrachte Befund, eine zuvor formulierte theoretische Frage beantworten und zu einer Präzisierung und Differenzierung einer Theorie beitragen. Nach Gläser/Laudel lassen sich folgende Merkmale einer soziologischen Forschungsfrage festhalten:

- Die Forschungsfrage geht von existierendem Wissen aus und bezieht sich dabei auf eine Theorie, deren Begriffe sie nutzt und bisher nicht Beantwortetes zu klären sucht.
- Die Beantwortung der Forschungsfrage fügt dem bereits existierenden Wissen etwas hinzu.
- Die Forschungsfrage enthält im Kern die Frage nach einem Zusammenhang zwischen zwei Phänomen.
- Die Beantwortung der Forschungsfrage trachtet nach Verallgemeinerung über die konkret untersuchten Fälle hinaus (vgl. Gläser/Laudel 2004, 63–64).

> Das Auftreten aller vier Merkmale macht eine Untersuchungsfrage zur Forschungsfrage.

Untersuchungsfragen, die keine Forschungsfragen sind, dienen der Beschaffung von Informationen über soziale Sachverhalte, ohne zu einer weiteren Theorieentwicklung beizutragen. Beispiele dafür finden sich, wie weiter oben bereits gesagt, im Bereich der Sozialen Arbeit sehr häufig, aber auch im Bereich der Markt- und Meinungsforschung. Im Bereich der Sozialen Arbeit werden viele empirische Studien über Untersuchungsfragen nicht hinaus gelangen (wollen), weil es weniger um die Theorieentwicklung als vielmehr um die praktische Professionsentwicklung über verschiedene Evaluationsformen geht (vgl. dazu auch Punkt 3.3.5), also zum Beispiel darum, den Erfolg einer bestimmten, aktuell durchgeführten Maßnahme zu messen oder den Vergleich einer bestimmten Methode, wie der Einzelfallarbeit im Vergleich mit der Gruppenarbeit herzustellen oder auch eine Sekundäranalyse bereits vorhandener Daten-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

sätze innerhalb einer Einrichtung vorzunehmen (z.B. um herauszufinden, ob Klientinnen ein bestimmtes Beratungsangebot eher nutzen als Klienten oder auch welche Altersgruppen bestimmte Angebote bevorzugt wählen) und um letztlich Konsequenzen für die praktische Arbeit abzuleiten. Darüber hinaus entstehen aber auch im Rahmen des Studiums der Sozialen Arbeit, im Rahmen von Praktika oder auch im Rahmen von Bachelor- oder Masterarbeiten durchaus empirische Studien, die sich der Fortentwicklung der Theorie widmen und dazu Forschungsfragen entwickeln, die sowohl bezugswissenschaftliche Theoriediskurse als auch sozialpädagogische Handlungstheorien einbeziehen und gegenstandsbezogen fortentwickeln wollen.
Am Ende dieser ersten Phase sollten folgende Aspekte geklärt werden:

– Was genau ist das Ziel der Untersuchung und wozu sollen die Ergebnisse verwendet werden (Formulierung der Untersuchungsziele)?

– Geht es um reine Untersuchungs- oder tatsächlich um Forschungsfragen? In beiden Fällen empfiehlt es sich, möglicherweise bereits vorliegende theoretische oder empirische Ergebnisse zu eruieren und in die weitere Konkretisierung der Untersuchungs- beziehungsweise Forschungsplanung mit einzubeziehen.

– Bei Untersuchungs- wie bei Forschungsfragen müssen alle darin verwendeten Begriffe eindeutig definiert werden, so dass sichergestellt werden kann, dass am Ende auch das gemessen wird, was gemessen werden soll. So muss zum Beispiel bei oben genanntem Thema der Präventionsarbeit mit Kindern gegen sexuelle Übergriffe klar sein, was in der geplanten Studie unter sexuellem Übergriff verstanden werden soll (geht es dabei ausschließlich um sog. „Kontakthandlungen“, wie unerwünschte oder aufgezwungene Berührungen oder auch um „Non-Kontakthandlungen“, wie verbale Akte der Belästigung oder Exhibitionismus, Spannen und das Vorführen von Pornografie und ähnliches mehr), wie genau Präventionsarbeit definiert wird und um welche Altersgruppe von Kindern aus welchen Milieus oder Schulen es gehen soll.

– Eingrenzung der Untersuchungspopulation und Klärung der Bedingungen des Feldzugangs (welche Personen oder welche Akten sind die Erhebungseinheiten und wie ist der Zugang zu diesen herzustellen?). Eventuell müssen auch Genehmigungen von Institutionen, wie etwa Schulen oder anderen sozialen Einrichtungen eingeholt werden.

– Auseinandersetzung mit einem Zeit- und Kostenplan und ggf. auch Absicherung der Studie durch ein Placet des Auftraggebers oder die vor-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

gesetzte Instanz (schriftliche Genehmigungen schützen u.U. vor späteren unangenehmen Interventionen, wenn die Feldphase bereits eingeläutet ist).

5.2 Die Wahl von quantitativem beziehungsweise qualitativem Paradigma, Design und Methode

Wie unter Punkt 3.2 bereits skizziert wurde, nutzt die qualitative Sozialforschung eher offene beziehungsweise teilstandardisierte Erhebungsinstrumente, während die quantitative Sozialforschung auf vollstandardisierte Erhebungsinstrumente abhebt und in der Regel die Stärke und Richtung von zuvor theoretisch entwickelten Zusammenhängen testet. Allerdings zeigt sich in der heutigen Forschungspraxis, dass eine zuspitzende Polarisierung zwischen beiden Richtungen überzogen ist und sowohl innerhalb von qualitativen Studien mit Zahlenangaben und Maßen gearbeitet wird als auch quantitativ erhobene Daten unter dem Aspekt einer ausgewählten Theorie interpretiert werden und nicht immer oder zwangsläufig einer Hypothesen-Testung dienen. Beide Paradigmata haben gemeinsam, dass sie vor allem „soziales Handeln" deutend verstehen wollen, also in seinem Ablauf und von seinen Wirkungen her erklären wollen (vgl. dazu auch Punkt 1.4). Der Unterschied liegt also auf der Ebene der Erklärungsstrategien und bezieht sich damit auf die Art und Weise, in der die angestrebten Erklärungen sozialen Handelns erreicht werden sollen. Gläser/Laudel (2004) schlagen deshalb an dieser Stelle eine Differenzierung nach *statistik-basierten Erklärungsstrategien*, die neben der Bereitstellung deskriptiver Daten vor allem auf der Suche nach signifikanten statistischen Zusammenhängen beruht und nach einer *fallbasierten Erklärungsstrategie* vor, die nach einer möglichst vollständigen Untersuchung der den sozialen Prozessen innewohnenden Kausalmechanismen und damit dem Zusammenspiel zwischen Bedingungen und Ergebnissen nachgeht.

> *„Der grundlegende Unterschied zwischen beiden Vorgehensweisen liegt in der empirischen Sozialforschung also nicht im Generieren oder Testen von Theorie, nicht in der Offenheit oder in der Reproduzierbarkeit der Verfahren und nicht in der Anwendung quantitativer oder qualitativer Methoden, sondern in der Art und Weise, wie man in empirischen Untersuchungen zu Schlussfolgerungen über Kausalzusammenhänge gelangt" (Gläser/Laudel 2004, 25).*

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Beispiele sowohl für die statistik-basierte Erklärungsstrategie als auch die fallbasierte Erklärungsstrategie finden sich weiter unten unter Punkt 5.5.1 beziehungsweise 5.5.2.

Am Anfang jeder Untersuchung steht also die Frage, wie Forscher_innen methodisch vorgehen müssen, um an geeignetes Datenmaterial heranzukommen. Als erster Schritt nach der Formulierung und Präzisierung der Untersuchungs- oder Forschungsfrage gilt es zu klären, innerhalb welchen Designs sich die geplante Untersuchung bewegen wird. Geht es um eine Momentaufnahme oder eine Längsschnittbetrachtung, ist der Untersuchungsfrage eher mit einem experimentellen Design auf die Spur zu kommen oder muss man sich im Dunkelfeld bewegen, geht es um eine Evaluation oder von vorneherein um eine genderbezogene Forschung (vgl. dazu die vorgestellten verschiedenen Designs unter Punkt 3.3)? Gleich zu Beginn einer Untersuchung ist auch zu klären, ob überhaupt eine eigene Erhebung durchgeführt werden muss oder ob nicht bereits vorhandene Daten, zum Beispiel in Form von Akten, Situationsberichten, Fallbeschreibungen etc. genutzt werden können (etwa im Rahmen einer Sekundär- oder auch Inhaltsanalyse). Wird tatsächlich eine eigene Feldphase notwendig, muss über die geeignete Art der einzusetzenden Erhebungsmethoden nachgedacht werden, also darüber, ob beispielsweise eine nicht-teilnehmende oder offen teilnehmende Beobachtung zum Einsatz kommt oder auch eine Befragung. Entscheidend wird sein, auf welche Weise die Forschenden zu genauen und möglichst unverfälschten Daten gelangen können. Vielfach wird sich das Problem ergeben, dass eine Befragung lediglich die „Präsentationsfassaden“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 6) der Befragten zutage fördert und nicht deren tatsächliches Verhalten oder ihre „wahren“ Einstellungen und Werthaltungen enthüllt. Auch eine teilnehmende Beobachtung kann zu verfälschten, weil bewusst anders gesteuertem Verhalten der Untersuchten führen, das umso mehr, wenn es um sozial (un-)erwünschtes Verhalten (wie z.B. elterliche Sanktionen gegenüber ihren Kindern) oder sogar prekäres Verhalten (z.B. Inszenierung sozialer Bedürftigkeit) geht. In letzteren Fällen kann die Analyse von Aufsätzen oder Zeichnungen von Kindern, evtl. auch Interviews mit Kindern (vgl. dazu Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 102ff.) oder eine nicht-teilnehmende Beobachtung über Videoaufzeichnungen zielführender sein. Bei sozial erwünschtem Verhalten werden häufig auch experimentelle Designs eingesetzt, weil sich beispielsweise Phänomene, wie „spontane Hilfsbereitschaft“ besser in einem Setting beobachten lassen, in dem die Versuchspersonen mit einer solchen Situation

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

„künstlich“ (heißt hier durch das Forschungsteam arrangiert) konfrontiert werden und spontan reagieren werden und müssen.

Der aus meiner Sicht häufig von Studierenden recht (vor)schnell gewählte Weg, über eine vollstandardisierte Befragung an Daten zu gelangen, erweist sich häufig bereits bei der Konstruktion des Frageinstruments schon als Hindernislauf mit Tücken. Bei der Wahl dieser quantitativen Methode muss klar sein, dass bereits im Vorfeld der Untersuchung relativ viel Wissen um den Untersuchungsgegenstand vorhanden sein muss. Wenn eine Sozialarbeiterin beispielsweise etwas über die Motive ihrer Klienten und Klientinnen wissen möchte, an einem bestimmten Angebot ihrer Einrichtung teilzunehmen, muss bereits im Vorhinein klar sein, welche möglichen Motive überhaupt bestehen können, um diese dann auch gezielt und eventuell auch auf einer dazu gehörenden Skala subjektiv gewichtet abfragen zu können. Wenn diese Motive am Beginn der Untersuchung noch gar nicht klar sind, sollte über andere Methoden nachgedacht werden, wie zum Beispiel eine Gruppendiskussion unter den Teilnehmern und Teilnehmerinnen, um an diese Informationen zu kommen. Das Ergebnis einer vollstandardisierten Befragung wird immer ein ganz anderes sein, als das Ergebnis eines rekonstruktiven Verfahrens, wie beispielsweise der Gruppendiskussion. Während die vollstandardisierte Befragung vor allem deskriptive, statistische Daten liefert, kann die Gruppendiskussion nicht nur zeigen, wie viele und welche Motive genannt werden, sondern auch, auf welche Weise diese kollektiv geteilt und verhandelt werden. Sowohl für die quantitative wie auch qualitative Studie gilt, dass es darum geht, die Äußerungen von Untersuchungspersonen zu verstehen, was zunächst einmal banal erscheint, wenn beide Parteien eine gemeinsame Sprache sprechen. Allerdings erweist sich das Fremdverstehen (selbst beim selben kulturellen Hintergrund von Untersuchenden und Untersuchten) dann doch nicht so ohne weiteres – ohne eine kontextuelle Rahmung der Sprechinhalte – als möglich, wie bereits die Arbeiten aus dem Umfeld der Ethnomethodologie bewiesen haben (vgl. dazu die Krisenexperimente bei Garfinkel unter Punkt 3.3.3). Die Äußerungen von Personen sind immer nur in ihrem jeweiligen Kontext verstehbar. In der qualitativ-rekonstruktiven Forschung wird dieser Kontext durch die Erzählenden selber verdeutlicht und ist nicht – wie bei der quantitativen Forschung – vorab durch das Erhebungsinstrument bereits vorgegeben (z.B. durch die festgelegte Abfolge der Fragekomplexe und das Spektrum der jeweiligen Antwortitems). In qualitativen Verfahren werden die Einzeläußerungen der Untersuchungspersonen aufgezeichnet und auf

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

diese Weise konserviert. Bei der anschließenden Auswertung werden die Äußerungen in dem Kontext untersucht, den die Untersuchten selbst hergestellt haben. Um Validität und Reliabilität (zu den Begriffen vgl. Punkt 1.5), also die Gültigkeit und Zuverlässigkeit der (Mess)Ergebnisse zu gewährleisten, muss grundsätzlich die Art der Erhebung dem Untersuchungsgegenstand gegenüber angemessen sein, d.h. der gemeinte Sinn einer sozialen Handlung (wie im obigen Beispiel die Motive für die Teilnahme an einem Workshop) auch adäquat rekonstruierbar sein.

Ausgangspunkt innerhalb der quantitativen Forschung ist sehr häufig die Überprüfung einer Theorie anhand der Testung daraus abgeleiteter Hypothesen an der sozialen Wirklichkeit. Diese Hypothesen werden über die sogenannte Operationalisierung (vgl. Punkt 1.4) einer Messung zugeführt. Dabei ist nach *deterministischen Hypothesen* (die sich als wahr oder falsch herausstellen können) und *probabilistischen Hypothesen* (welche die Wahrscheinlichkeit des Auftretens eines Ereignisses angeben) zu unterscheiden. Dadurch erhalten Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung ihre zentrale Bedeutung im Rahmen quantitativer Forschung.

Validität und Reliabilität werden in der quantitativen Forschung über den Weg der Operationalisierung des Messgegenstands (theoriegeleitete Indikatorenbildung), die Standardisierung der Messinstrumente und die anschließende Interpretation gesucht. Daraus folgt auch, dass ein quantitatives Erhebungsverfahren nur dann angemessen sein kann, wenn im Vorfeld eine gegenstandbezogene, wissenschaftlich anerkannte Theorie oder so eindeutige empirische Ergebnisse vorhanden sind, dass relevante Variablen nicht nur in Fragen beziehungsweise Fragekomplexe umgesetzt werden können, sondern auch bereits bekannt ist, wie sich Befragte dazu verhalten (heißt hier, in welchem möglichen Spektrum sich die Antworten bewegen werden). Wenn die notwendigen Beobachtungskategorien nicht theoretisch beziehungsweise empirisch hergeleitet werden können und diese beispielsweise ad hoc oder intuitiv entwickelt worden sind, gerät die Validität des Erhebungsinstruments und damit der Studie in Gefahr. Denn die Untersuchten können sich (verbal) nur so verhalten, wie es das standardisierte Instrument vorgibt und in der Regel gibt es jenseits der Vorgaben im Fragebogen nicht genügend Raum (z.B. durch offene Fragen), als dass davon abweichende, ganz andere Haltungen auch artikuliert werden könnten. Erfasst beziehungsweise gemessen wird dann am Ende nicht der definierte, interessierende soziale Handlungsausschnitt, sondern die Reaktion der Untersuchten auf ein vom Forschungs-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

team gesetztes Artefakt in Form von Zustimmung beziehungsweise Ablehnung.

In der qualitativen Forschung wird der Messgegenstand erst in der Interaktion mit dem Untersuchten erschlossen und rekonstruiert, anschließend standardisiert und interpretiert. Validität heißt dann, dass die Art der Erhebung (das eingesetzte Instrument) dem Untersuchungsgegenstand angemessen ist und in dem Maß gültig, als der gemeinte Sinn anschließend adäquat rekonstruiert wird. Reliabilität zeigt sich in der qualitativen Forschung in der Wiederkehr einer Struktur, im Typischen, das über den einzelnen Fall hinausgeht (z.B. dass die Motive, die Teilnehmer_innen einer Gruppendiskussion äußern auch in anderen Gruppendiskussionen und in ähnlichen Zusammenhängen mit ähnlichen Begründungen auftauchen). Allerdings sollten bei rekonstruktiven Verfahren bereits vorhandene Theorien bei der Interpretation von empirischem Material zunächst ausgeklammert werden, „… um nicht der Versuchung zu erliegen, das vorgefundene Material lediglich subsumtionslogisch bereits vorhandenen Kategorien zuzuordnen“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 30), wie dies gerade bei der quantitativ deduktiven Vorgehensweise der Fall ist. Klar sein muss auch, dass qualitative Forschung nicht dazu dient, zu Aussagen über die Häufigkeit von Merkmalen und deren Verteilung in einer Gruppe zu kommen oder die Stärke eines Zusammenhangs zu messen. Der Repräsentationsschluss (vgl. dazu Punkt 5.3.4.3) wird vielmehr als „konzeptuelle Repräsentativität“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 33) angestrebt, das bedeutet, dass entweder durch die systematische Erfassung verschiedener Einzelfälle typische Strukturmuster herausgearbeitet werden, die dann eine Sammlung „idealer Typen“ ergeben (wie beispielsweise anhand der Marienthal-Studie demonstriert unter Punkt 2.3) oder dass, wie im Rahmen der „dokumentarischen Methode“ (Bohnsack 2001) üblich, fallspezifische Beobachtungen unterschiedlichen Typiken zugeordnet werden können (wobei diese Typiken zuvor theoretisch entwickelt und formuliert worden sind).

Am Ende dieser Untersuchungsphase sollten folgende Punkte feststehen:

– Die Entscheidung für eines der Paradigmen (quantitativ bzw. qualitativ), heißt die Entscheidung für eine entweder statistikbasierte oder fallbasierte Erklärungsstrategie oder eine Kombination aus beiden.

– Die Wahl des Untersuchungsdesigns, womit auch eine Entscheidung über die Anlage der Studie und die Dauer und Organisation der Erhebung getroffen wird. Bei Untersuchungsfragen, die auf Kenntnisse zum Ver-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

lauf von sozialem Verhalten zielen, kommen Längsschnittstudien vom Typ Panel oder Follow-Up in Betracht (vgl. dazu Punkt 3.3.1), bei Untersuchungsfragen, die einen Ist-Zustand erfassen wollen, wird von einem Querschnitt gesprochen. Bei der Messung der Wirkung einer Maßnahme kommen verschiedene Formen der Evaluation (vgl. Punkt 3.3.5) und auch experimentelle Designs in Betracht (vgl. Punkt 3.3.2).

– Entsprechend der Entscheidung für eine statistikbasierte oder eine fallbasierte Erklärungsstrategie werden entsprechende Methoden gewählt, zum Beispiel Methoden der direkten oder indirekten Beobachtung mit hohem Standardisierungsgrad im ersten, mit niedrigem Standardisierungsgrad im zweiten Fall. Für die Entwicklung der Instrumente bedeutet dies wiederum entweder weitgehend beziehungsweise voll-standardisierte Erhebungsinstrumente (z.B. vollstandardisierte Beobachtungsbögen oder Fragebögen) oder rekonstruktive Erhebungsverfahren (anhand von Videoaufzeichnungen, Analysen von Fotos, persönlichen Interviews mit Frageleitfaden, letztere unter Punkt 4.2.5.2 beschrieben oder auch Gruppendiskussion unter Punkt 4.2.3.1). Beide Strategien können auch in Ergänzung zueinander eingesetzt werden, dabei wird von Methodentriangulation gesprochen.

5.3 Die Ziehung der Stichprobe

5.3.1 Die Elemente einer Stichprobe

Um gleich einer falschen Vorstellung von einer Stichprobe zuvorzukommen: Die Elemente einer Stichprobe können Personen sein, aber je nach Untersuchungsdesign und Untersuchungsmethode auch Dinge, wie etwa Zeitungen und Zeitschriften, bildhauerische Darstellungen, Gemälde, Fotos, Werbeplakate und sogar Grabsteine. Es kommt also auf die jeweilige Untersuchung beziehungsweise Untersuchungsfrage an, welcher Art die Elemente einer Stichprobe sind.

Wie die einschlägigen Diskussionen um die Gültigkeit wissenschaftlicher Studien zeigen, hängt deren Aussagekraft und Verlässlichkeit neben dem eingesetzten Methodeninstrumentarium ganz essentiell davon ab, wie die Stichprobe beschaffen ist. Als eine grundsätzliche Regel gilt, dass größere Stichproben ein genaueres Abbild der Grundgesamtheit liefern als kleinere Stichproben (vgl. Diekmann 2008, 374).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Diese Faustregel geht auf das Gesetz der großen Zahl zurück und kann einfach erläutert werden. Nehmen wir an, die Bachelor-Abschlussnoten im Fachbereich Soziale Arbeit an einer Hochschule für Angewandte Wissenschaften mit jährlich 200 Absolvent_innen liegt bei der Note 1,8, so ist es nicht sehr wahrscheinlich dass, wenn ich drei beliebige Absolventinnen herausgreife, deren Notendurchschnitt ebenfalls genau 1,8 ergibt. Statistisch gesprochen, ist also kaum zu erwarten, dass das arithmetische Mittel (bei n= 3) 1,8 beträgt. Es ist aber das Ziel einer Stichprobe, die Beschaffenheit der Grundgesamtheit (z.B. anhand ausgewählter Mittelwerte) möglichst genau wiederzugeben. Wenn in unserem Beispiel dagegen 100 Absolvent_innen in die Stichprobe miteinbezogen würden, stiege auch die Chance, dass ihre Abschlussnoten im Mittel tatsächlich bei 1,8 liegen (vgl. Weinbach/Grinnell 2000, 101).

Neben dem angemessenen Stichprobenumfang gilt es jedoch auch, eine Verzerrung bei der Auswahl der Stichprobenelemente, den so genannten Stichprobenbias, zu vermeiden. Dies wird durch systematische Stichprobenziehungstechniken zu erreichen versucht, die es gilt im Einzelnen etwas näher zu erläutern (vgl. dazu Punkt 5.3.4f.).

Der entscheidende Impuls für mögliche Strategien bei der Stichprobenziehung lieferte der amerikanische Forscher George Gallup, der bei der Präsidentschaftswahl im Jahr 1936 eine viel beachtete – und wie sich später herausstellte – richtige Prognose zugunsten des Kandidaten Franklin D. Roosevelt abgab. Dabei hatte er eine relativ kleine Stichprobe gebildet, die in wesentlichen Merkmalen einem verkleinerten Abbild der amerikanischen Wählerschaft entsprach. Diese spezifische Stichproben-Technik (ein Vorläufer der heute gängigen Quotenstichprobe) und der Name Gallup haben bis heute durch die weltweit verbreiteten Gallup-Institute einen prominenten Klang (vgl. Diekmann 2008: 373).

Stichproben stehen in einem genau zu definierenden Verhältnis zur jeweiligen Grundgesamtheit. Die Art der Grundgesamtheit wiederum hängt von der Fragestellung ab. Zielt eine Untersuchungsfrage beispielsweise generell auf in Deutschland lebende Personen umfasst die Grundgesamtheit etwa 81 Mio. deutsche Wohnbevölkerung, also alle innerhalb des Staatsgebiets lebenden Männer, Frauen und Kinder. Die Stichprobe sollte dann so zusammengesetzt sein, dass sie – obwohl vom Umfang her deutlich kleiner als 81 Mio. Untersuchte – Rückschlüsse auf die Grundgesamtheit erlaubt.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Stichproben werden immer dann gezogen, wenn eine Totalerhebung zu teuer oder zu zeitaufwändig wäre, was bei den meisten Studien der Fall sein dürfte. Trotzdem sollen diese Stichproben also Aussagen ermöglichen, die auch jenseits des Teilausschnitts, den die Stichprobe darstellt, eine gewisse Gültigkeit beanspruchen können. Das bedeutet zunächst einmal, dass sich bestimmte Merkmale von Elementen der Stichprobe nicht überzufällig häufen dürfen, also etwa in dem Fall, wo sich in einer avisierten Bevölkerungsumfrage fast ausschließlich junge Menschen in der Stichprobe befinden oder überwiegend Männer. Wenn die Erhebung nicht von vorneherein auf eine bestimmte soziale Gruppierung zielt, muss ich darauf achten, dass theoretisch jedes Element – oder wie in unserem Beispiel – jede Person dieselbe Chance hat, in diese Stichprobe zu gelangen. Dieses Auswahlkriterium heißt *Zufallsauswahl*.

Nehmen wir nun einmal an, jemand zieht der Einfachheit halber seine Stichprobe aus Passant_innen einer bestimmten großstädtischen Fußgängerzone. Diese Stichprobe entspricht nicht den Kriterien einer Zufallsauswahl, sondern es ist anzunehmen, dass diese Stichprobe von vorneherein verzerrt ist: Je nach Tageszeit befinden sich in Fußgängerzonen ganz bestimmte Bevölkerungsgruppen, wie etwa Familienfrauen und Mütter oder ältere Menschen, in der Mittagszeit vermutlich eilige Erwerbstätige usw. Es kann also nicht ausgeschaltet werden, dass ich spezifische Personengruppen überzufällig häufig antreffe und andere gar nicht (z.B. Schüler_innen, Kranke, Behinderte, Erwerbslose, Urlauber, Inhaftierte). Ein zweiter Verzerrfehler besteht darin, dass in der Regel nur ein (kleiner) Teil der Vorübereilenden zur Teilnahme an der Studie bereit ist. Auch dabei sind Überlegungen angebracht, wer sich bereit erklärt und aus welchen Gründen und wer nicht. Dies dürfte sich aber in der Regel nicht leicht aufschlüsseln lassen, viele unterschiedliche Einflussfaktoren für eine Verweigerung sind denkbar, etwa die Person des Interviewers der die Passant_innen anspricht, die negativ getönte Erinnerung an eine früher schon einmal erfolgte Teilnahme an solchen Untersuchungen, die als unangenehm empfundene psychologische Befragungssituation, der Zeitmangel, die ungünstigen klimatischen Bedingungen, die prinzipielle Ablehnung von Sozialforschung etc. Es können also wohl kaum verlässliche Aussagen darüber gemacht werden, wer sich schließlich in der Stichprobe befindet und warum.

Aber auch offizielle Statistiken liefern nicht immer ein realistisches Bild über den behandelten Gegenstand. So dürften etwa die Kriminalstatistiken nur ein höchst unvollkommenes Bild vom kriminellen Geschehen liefern, weil dort ausschließlich die angezeigten Vergehen und solche, in de-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

nen es zu einer Verurteilung kam, ausgewiesen werden. Nicht angezeigte Delikte oder Verfahren, die bereits in der Vorverhandlung eingestellt wurden, finden in der Regel keinen Niederschlag in dieser Statistik.

5.3.2 Grundbegriffe rund um die Stichprobe

Zunächst sollen noch einmal die Begriffe *Stichprobe (= n)* und *Grundgesamtheit (= N)* differenziert werden. Stellen wir uns eine geplante Untersuchung an Student_innen einer ausgewählten Hochschule für Angewandte Wissenschaften vor, etwa zu deren Beweggründen, das Studium der Sozialen Arbeit oder des Pflegemanagements aufzunehmen. Dann ist die Grundgesamtheit die Zahl aller Studierenden an dieser Hochschule im Fachbereich Sozialwesen beziehungsweise Pflegemanagement. Wenn nun 500 Studierende sich zu einer Befragung bereit erklären, beträgt der Stichprobenumfang n= 500 aus einer Grundgesamtheit von angenommen N= 1200 Studierenden beider Fachbereiche insgesamt.

Gebräuchlich ist auch eine Unterscheidung nach *Erhebungs- und Untersuchungseinheiten.* Als Untersuchungseinheiten werden diejenigen Elemente einer Grundgesamtheit bezeichnet auf welche die Untersuchungsfrage zielt. Als Erhebungseinheiten werden die Elemente bezeichnet, die sich dann tatsächlich in der Stichprobe befinden. In vielen Untersuchungen fallen Untersuchungs- und Erhebungseinheiten in eins, sind also identisch. Es kann aber auch gute Gründe dafür geben, Untersuchungs- und Erhebungseinheiten voneinander zu trennen. Stellen wir uns dazu vor, in einer Kindertagesstätte soll den Ernährungsgewohnheiten von Vorschulkindern oder deren Spielgewohnheiten nachgegangen werden. Dabei werden zum ersten Thema die Eltern der Kinder anhand eines schriftlichen vollstandardisierten Fragebogens ausführlich befragt, zum zweiten Thema die in der Einrichtung beschäftigten Erzieher_innen. Die Untersuchungseinheiten dieser Studie sind die Kinder, die Erhebungseinheiten aber im ersten Fall die Eltern, im zweiten die Erzieher_innen.

Die vorgenommene Trennung von Untersuchungs- und Erhebungseinheiten wird in der Regel aus sehr nachvollziehbaren Gründen erfolgen, kann aber nicht unerhebliche Auswirkungen auf die Ergebnisse einer Studie und damit deren Gültigkeit haben.

Die Anzahl der in einer Stichprobe befindlichen Elemente wird *Stichprobengröße* oder *Stichprobenumfang* genannt, der in allen Statistiken und Tabellen mit „n“ bezeichnet wird. Die Auswahl einer Stichprobe erfolgt, wie bereits angeschnitten, in einer festgelegten Art und Weise.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

5.3.3 Der Umfang einer Stichprobe

Voll- oder Totalerhebungen sind immer dann angebracht, wenn die interessierende Grundgesamtheit sehr klein oder sehr heterogen in Bezug auf ein interessierendes Merkmal ist. Vollerhebungen besitzen den Vorteil, dass die Verteilung der Merkmale ihrer Elemente, sämtliche Parameter, bekannt ist. Bei einer Stichprobe müssen diese Parameter aus der Grundgesamtheit geschätzt werden und es kommt zu Abweichungen vom „wahren Wert". Diese Abweichungen sind allerdings berechenbar.

Im Bereich der Sozialen Arbeit wird der für eine geplante Untersuchung notwendige Stichprobenumfang nicht unbedingt ein breit zu diskutierendes Problem darstellen, denn es geht in den meisten Fällen wohl nicht um repräsentative Studien, sondern um einen systematischen Überblick in einem bestimmten Arbeitsgebiet. Vielfach wird sich der Umfang aus der Themenstellung, der Art der sozialen Einrichtung, der in Frage kommenden Untersuchungspersonen von selbst ergeben. Gerade wenn in einem Untersuchungsfeld noch sehr wenig Empirie vorliegt und die interessierende Population sehr heterogen oder wenig einschätzbar ist, wird wohl eine Vollerhebung angestrebt werden. Selbstverständlich kommt es auch darauf an, wie komplex die Fragestellungen sind, wie differenziert ausgewertet werden soll und welche Methoden zum Einsatz kommen. Je komplexer und vertiefter die Analyse, desto eher werden qualitative Methoden eingesetzt werden und desto kleiner wird der Umfang der Stichprobe sein.

> *„Die Bestimmung des notwendigen Stichprobenumfangs erfolgt über die Festlegung, welche Fehlergrenzen bei der Schätzung noch toleriert werden können. Streuen die interessierenden Merkmale in der Grundgesamtheit stark und werden nur sehr kleine Fehler toleriert, muss dementsprechend eine große Stichprobe gezogen werden" (Schnell u.a. 1988, 260).*

Wenn ich also in der Stichprobe einen bestimmten Wert, zum Beispiel einen Mittelwert errechnet habe, kann ich mit einer gewissen Fehlertoleranz davon ausgehen, dass dieser Wert auch für die Grundgesamtheit gilt. Die Fehlertoleranz wird anhand des sogenannten Konfidenzintervalls angegeben. Der Bereich, in dem sich ein Wert aus der Stichprobe für die Grundgesamtheit mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit (mit 95-prozentiger oder 99-prozentiger Wahrscheinlichkeit) bewegt, wird Konfidenzintervall genannt (vgl. dazu ausführlich Behrens 2000, 61ff.).

Wie weiter oben bereits ausgeführt, steigt die Schätzgenauigkeit mit dem Stichprobenumfang, allerdings nimmt die Schätzgenauigkeit nicht pro-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

portional zur Erhöhung des Stichprobenumfangs zu. Für viele Untersuchungsbereiche haben sich bestimmte Stichprobengrößen bewährt, so kommen repräsentative Bevölkerungsumfragen mit Stichprobenumfängen von n= 3.000 Personen aus, werden bestimmte, definierte Gruppen aus der Bevölkerung untersucht, zum Beispiel junge Frauen, übersteigt die Stichprobe meist nicht den Umfang von n= 1.000 Frauen.

Neben den tolerierbaren Schätzfehlern spielen – wie oben bereits angeschnitten – auch die Komplexität der zu untersuchenden Fragestellungen, die eingesetzten Methoden[43] und die Differenziertheit der später beabsichtigten Auswertungen eine Rolle bei der Wahl der Stichprobengröße. Selbstverständlich ist auch jeweils der Aufwand zu berücksichtigen, den eine große Stichprobe erfordert.

Friedrichs (1980, 146) gibt als Formel für Berechnung der Mindestgröße einer Stichprobe folgende an: $n = 10 \times K^V$, wobei V für die Anzahl der zu messenden Variablen steht (etwa in welcher Gemeinde eine Person lebt, wie viele Verwandte sie hat und wie hoch ihr sozialer Status ist) und K für die Zahl der Merkmalsausprägungen (Merkmalsausprägungen können zweiwertig sprich dichotom sein, wie etwa weiblich/männlich, aber auch mehrere Werte haben, wie etwa die zuletzt gewählte politische Partei). Die Zahl 10 ergibt sich aus der von Friedrichs geforderten Mindest-Zellenbesetzung von 10 Stichprobenelementen, das heißt, wenn eine Stichprobe nach Frauen und Männern, den unterschiedlichen erreichten Bildungsabschlüssen, Wohnorten und Altersgruppen etc. unterteilt wird, darf die jeweilige Untergruppe nicht kleiner als zehn sein, um größere Schätzfehler zu vermeiden.

Zusammenfassend ist bei der Festlegung des Stichprobenumfangs also zu berücksichtigen, welche Schätzfehler toleriert werden können, welche Methoden eingesetzt werden, wie komplex die Untersuchungsfrage(n) und welcher Art die personellen und materiellen Ressourcen einer Untersuchung sind.

5.3.4 Verschiedene Stichprobenziehungsverfahren

Gängig sind heute vor allem folgende Stichprobenziehungsverfahren:

- die Zufallsauswahl (Zufallsstichprobe),

[43] So werden etwa bei qualitativen Interviews eher kleine Stichprobenumfänge erwartet, weil es ja hier häufig nicht um repräsentative, sondern exemplarische Ergebnisse geht.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

- die bewusste Auswahl (Quotenstichprobe oder Stichprobe nach dem Quota-Verfahren),
- und die willkürliche Auswahl (durch Aufruf zu freiwilliger Teilnahme an der Studie).

5.3.4.1 Einfache Zufallsstichproben

Eine einfache Zufallsstichprobe liegt dann vor, wenn theoretisch alle Elemente der Grundgesamtheit dieselbe Chance haben in die Stichprobe einbezogen zu werden. Wenn – um bei unserem Beispiel zu bleiben – eine Liste aller gegenwärtig für das Studium der Sozialpädagogik und des Pflegemanagements immatrikulierten Student_innen vorliegt, kann die Zufallstichprobe durch sogenannte *Lotterieauswahl* gebildet werden. Dieses Auswahlverfahren ist nur dann einsetzbar, wenn eine vollständige Liste über die Grundgesamtheit vorliegt und die Population nicht zu groß ist. Jedem Namen aus der Liste wird nun eine bestimmte Zahl auf einem Zettel zugeordnet und je nach angestrebter Stichprobengröße entsprechend viele dieser Zettel aus einer gut durchmischten Lostrommel gezogen. Eine weitere Stichprobenziehungstechnik bestünde in einem *systematisierten Listenverfahren*, indem per Zufall eine Zahl zwischen eins und zehn ausgewählt wird und dann beispielsweise jede(r) siebte, vierzehnte, einundzwanzigste usw. aus der Liste gezogen wird, solange bis das Ende der Liste und der gewünschte Stichprobenumfang erreicht ist.

Steht nun aber keine Liste oder kein Verzeichnis über die Grundgesamtheit zur Verfügung, kann auf eine so genannte *regionale oder Flächenstichprobe* zurückgegriffen werden. Eine Möglichkeit besteht darin, eine Landkarte des zu befragenden Gebiets mit entsprechend grobem Maßstab zu besorgen. Durch ein Deckblatt werden zufällige Stiche auf diese Karte aufgebracht, die den Befragungsort, zum Beispiel eine Straßenecke oder ein Wohnhaus festlegen. Mithilfe einer detaillierten Begehungsanweisung an die Interviewer_innen wird dann festgelegt, wie der jeweilige zu befragende Haushalt aufzufinden ist (z.B. bei einem mehrgeschossigen Wohnhaus immer der dritte Stock und dort der zweite von rechts am Klingelschild). Die Begehungsanweisungen sollen durch ihre Systematik sicherstellen, dass die Untersuchungsteilnehmer_innen nicht nach Erreichbarkeit oder Sympathie ausgewählt werden und dass am Ende alle Wohnformen und Haushaltstypen in der Stichprobe repräsentiert sind. Flächenstichproben werden unter erheblichem Aufwand gezogen und sind trotzdem oder gerade deswegen als nicht besonders zuverlässig einzustufen, weil die Einhaltung all der komplizierten Anweisungen durch

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

die Interviewer_innen nur sehr beschränkt oder auch gar nicht überwacht werden kann.

5.3.4.2 Mehrstufige Zufallsstichproben

Dem Typus der mehrstufigen Stichprobe entspricht beispielsweise die *Klumpen- oder Clusterstichprobe,* die dann zum Zuge kommt, wenn keine oder keine vollständigen Listen über eine bestimmte Grundgesamtheit existieren und die Ziehung einer Zufallsstichprobe sowohl ökonomisch als auch zeitlich zu aufwändig wäre. Eine Clusterstichprobe kommt beispielsweise in Betracht, wenn die berufliche Motivation von hauptamtlichen Mitarbeiter_innen im Suchtbereich untersucht werden soll, wobei zunächst – etwa im Lotterieverfahren – eine bestimmte Anzahl von Trägerverbänden auszuwählen ist, die in diesem Bereich Dienstleistungen anbieten. In einem weiteren Schritt werden die dort vorfindlichen Arbeitsteams um ihre Mitarbeit gebeten. Das gewählte Cluster sind in diesem Fall die Beratungsteams, wobei jedes Teammitglied – ob Praktikant_in, Ärzt_in, Psycholog_in oder Sozialarbeiter_in – dieselbe Chance hat, in die geplante Untersuchung miteinbezogen zu werden.

Es muss allerdings bei jeder Art von Cluster-Stichprobe davon ausgegangen werden, dass die Schätzfehler höher sind, als bei einer einfachen Zufallsstichprobe, denn wie das Beispiel verdeutlicht, werden die Ergebnisse nicht unerheblich von den jeweiligen Trägerverbänden beeinflusst. So ist etwa zu erwarten, dass sowohl die Rekrutierungsstrategien im Hinblick auf die Mitarbeiter_innen als auch die konkreten Arbeitsbedingungen je nach materieller und personeller Ausstattung sowie politisch-ideologischer Provenienz der Träger divergieren und dass beides wiederum nicht ohne Einfluss auf das Antwortverhalten der Befragten bleibt. Ganz allgemein bleibt festzuhalten, dass die Ergebnisse einer Studie, deren Stichprobe auf einem Clusterverfahren beruht, nicht ohne weiteres generalisiert werden können.

5.3.4.3 Quotenstichproben – Repräsentative Stichproben

Besonders weit verbreitet ist – vor allem auch im Bereich kommerzieller Umfrageinstitute – die sogenannte *Quotenauswahl* und in der Regel beanspruchen solche Untersuchungen für sich, repräsentativ zu sein. Gehen wir zunächst näher auf diesen Terminus der *Repräsentativität* ein, bevor wir uns der eigentlichen Verfahrenstechnik zuwenden.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

> Repräsentativ bedeutet, dass ich von den in der Stichprobe vorgefundenen Merkmalen auf die Merkmale der Grundgesamtheit schließen kann (= Repräsentationsschluss).

Zufallsstichproben geben – streng statistisch betrachtet – als einzige Stichproben die Gewähr dafür, dass von der dort vorgefundenen Verteilung der Merkmale auf die Verteilung der Merkmale in der Grundgesamtheit geschlossen werden kann beziehungsweise gibt die genaue Irrtumswahrscheinlichkeit für diesen Rückschluss an.

Sogenannte repräsentative Untersuchungen, die auf einer Quotenstichprobe beruhen und den Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben, sind mit Vorsicht zu genießen. Bei aller Popularität von Quotenverfahren darf nicht übersehen werden, dass dem eingesetzten Stichprobenziehungsverfahren, der Quotenwahl, theoretische Annahmen zugrunde liegen, die als nicht gesichert gelten.

Die Quotierung geht von der grundlegenden Prämisse aus, dass jede Bevölkerung entlang ihrer wichtigsten sozio-demografischen Charakteristika differenziert werden kann. Als wichtigste *sozio-demografische Merkmale* gelten: Geschlecht, Lebensalter, ethnische Zugehörigkeit, Familienstand, höchster erworbener Bildungsabschluss, Erwerbsstatus und Einkommen. Die theoretische Annahme, die sich hinter dieser Prämisse verbirgt besagt, dass eine nach ihren sozio-demografischen Merkmalen ähnliche Personengruppe auch ähnlich bezüglich ihrer Einstellungen, Werthaltungen und Verhaltensweisen ist und verweist damit eindeutig auf die herkömmlichen soziologischen Klassen-, Schicht-, oder Milieu-Theorien.

Das Quotierungsverfahren entspricht praktisch einer technischen Umsetzung dieser theoretischen Vorannahmen, indem sie danach trachtet, dass die entsprechend gezogene Stichprobe ein verkleinertes Abbild der Grundgesamtheit darstellt. Die Quotenstichprobe ist damit auf ein umfängliches sowie detailliertes und aktuelles Wissen über die Grundgesamtheit angewiesen – wenn man an repräsentative Bevölkerungsumfragen denkt, kein leichtes Unterfangen: es ist zu bedenken, welche ungeheure Größenordnung relevante Daten über beispielsweise 81 Mio. Menschen in Deutschland annehmen!

Wenn nun – um in unserem weiter oben eingeführten Studienbeispiel zu bleiben – eine repräsentative Untersuchung aller Studierenden an einer

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

ausgewählten Hochschule für Angewandte Wissenschaften durchgeführt werden soll, müssten zuerst die vorliegenden Daten der Grundgesamtheit aller Studierenden an dieser Hochschule gesichtet werden. Die Quotierung schriebe dann die in der späteren Stichprobe befindlichen Anteile von Studierenden verschiedener Fachrichtungen, von weiblichen und männlichen Studierenden, von Altersgruppen, von bei Studienantritt bestehenden Bildungsabschlüssen, von ledigen, verheirateten, getrennt lebenden, geschiedenen oder verwitweten Studierenden, von Voll- oder Teilzeiterwerbstätigen, Nichterwerbstätigen und Bafög-Empfänger_innen usw. vor.

Ob eine auf einer Quotenstichprobe basierende Untersuchung die Repräsentativität ihrer Ergebnisse für sich beanspruchen kann, hängt also von einer Fülle von Bedingungen ab: Neben dem seriösen Vorgehen bei der Quotenübertragung, der Umsetzung der Quoten durch Interviewer_innen und der Genauigkeit und Aktualität der Informationen über die Grundgesamtheit bleibt immer noch die Frage, ob die im Quotierungsverfahren in Betracht gezogenen Variablen (wie Geschlecht, Einkommen, Beruf etc.) die tatsächlich aussagekräftigen sind oder ob nicht ganz andere Merkmale für entscheidende Verzerrungen sorgen.

5.3.4.4 Willkürliche Stichproben

Die Zufallsauswahl stellt immer dann ein Problem dar, wenn zu einer Untersuchungspopulation Verzeichnisse oder Listen fehlen. Dies wäre zum Beispiel der Fall, wenn ich eine Untersuchung zu Klient_innen niederschwelliger sozialer Hilfen plane (wie z.B. Prostituierte oder Stricher, Nutzer_innen von Notschlafstellen etc.), aber auch etwa über Jugendliche, die sich regelmäßig auf der Straße treffen oder Anrufer_innen bei der Telefonseelsorge. In all diesen Fällen müssen andere Wege gefunden werden an die Befragten heranzutreten. Zum einen könnten das beispielsweise Streetworker sein, die ihnen bekannte Klientinnen auf die geplante Untersuchung hin ansprechen und zur Teilnahme auffordern und/oder auch bereits Interviewte darum bitten, weitere in Frage kommende Personen anzusprechen oder zu benennen beziehungsweise Fragebögen zu verteilen (Schnellballverfahren bzw. Nominationstechnik). Bei telefonischen Interviews könnte zum Beispiel jeder fünfte Anrufer um seine Mitarbeit und die anonyme Mitteilung seiner Telefonnummer gebeten werden, die dann zum verabredeten Zeitpunkt zurückgerufen wird.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Es ist offensichtlich, dass es sich bei diesem Vorgehen nicht um eine Zufallsstichprobe im statistischen Sinne handelt und die Aussagekraft der anhand einer willkürlich gezogenen Stichprobe eruierten Daten ist mit großer Vorsicht zu interpretieren. Trotzdem bilden willkürliche Stichproben sehr häufig die Basis von Untersuchungen, gerade wenn es um abweichendes Sozialverhalten geht. In jedem Fall ist die Stichprobe am Beginn des Forschungsberichts genau und systematisch zu beschreiben, wobei auch begründet werden muss, nach welchen Kriterien die Stichprobe gezogen wurde.

Am Ende dieser dritten Phase muss festgelegt sein:

- Art und Umfang der Stichprobe,
- Wahl der Stichprobenziehungstechnik,
- eventuell Ersatzstichprobe für Nachfassverfahren.

5.4 Die Feldphase: Pretest und Datenerhebung

In jedem Fall sollte das konstruierte Erhebungsinstrument (z.B. Beobachtungsbogen, Fragebogen, Frageleitfaden) vor seinem ersten Einsatz einem Test – dem sogenannten Pretest (vgl. dazu auch die Punkte 4.2.4.3 und 4.2.4.6) – unterzogen werden, um herauszufinden, ob eventuell Probleme bei der Datenerhebung auftreten (z.B. Überforderung des Beobachters durch zu viele Beobachtungskategorien, un- oder missverständliche Fragestellungen im Fragebogen etc.). Zugleich kann sich zeigen, ob die eingesetzten „Datenerheber_innen“, also die Beobachter_innen oder Interviewer_innen das Instrument beherrschen und die vorausgesetzten sozial-kommunikativen Kompetenzen mitbringen. Nach dem ersten Probelauf erfolgt auch manchmal eine Korrektur der zuvor möglicherweise unterschätzten Zeit-und Geldmittel. Werden im Pretest Fehler übersehen oder wurde aus Zeitgründen sogar ganz darauf verzichtet, können später im Datenfile evident werdende Fehler oder Auswertungsprobleme nicht mehr korrigiert werden und es muss unter Umständen auf die Auswertung eines Teils der Daten verzichtet werden.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

5.5 Die Auswertungsphase: Analyse der Daten und Forschungsbericht

5.5.1 Die Auswertung quantitativer Daten

Je nachdem, welche Untersuchungsmethode(n) angewendet wurde(n), und welches Instrument zum Einsatz kam (z.B. vollstandardisierter Fragebogen, vollstandardisierter Beobachtungsbogen, Codierbogen für quantitative Inhaltsanalyse), stellt sich die Auswertungsphase jeweils anders dar. Ich wähle für eine detailliertere Beschreibung hier den Fragebogen als Erhebungsinstrument, da er das weitaus meist eingesetzte Instrument im Bereich der Sozialen Arbeit darstellen dürfte. Bei einem vollstandardisierten Fragebogen und je nach Größe des Datensatzes und Umfang der Stichprobe wird entweder eine Auswertung per Computer oder auch ein Auszählen per Hand oder Taschenrechner erfolgen. Bei einer computergestützten Datenanalyse müssen die erhobenen Daten zuallererst in einen maschinenlesbaren Datenfile übertragen werden. Dazu erfolgt, einfach ausgedrückt, eine Übersetzung der einzelnen erfolgten Antworten in Zahlen (jede mögliche angebbare Antwort ist in der Regel zugleich eine Variable mit einem bestimmten Nummerncode, z.B. VAR105), die auf einem eigens dafür vorgesehenen Codierbogen abgetragen wird (heute meist auf einer Bildschirmmaske am PC, beispielsweise beim Softwareprogramm SPSS PC+, vgl. dazu sehr ausführlich Wosnitza/Jäger 2000, 153ff.).

Der elektronisch erfasste Datensatz muss solange bearbeitet werden, bis Fehlermeldungen bereinigt sind (und Übertragungsfehler sind hierbei nicht selten). Die weitere statistische Prozedur hängt von der Komplexität der Fragestellungen und deren Skalenniveau ab, also davon, ob die Frage-/Antwortvorgaben auf dem Niveau von Nominalskalen, Ordinalskalen, Intervallskalen oder Ratio- oder Verhältnisskalen liegen. Was bedeutet das?

5.5.1.1 Das Skalenniveau der Fragen

Das unterste Messniveau ist die *Nominalskala* (kleinste Messgenauigkeit): Die gemessenen Kategorien sind zueinander diskret (nicht zusammenhängend) oder distinkt (deutlich verschieden) (vgl. Weinbach/Grinnell 2000, 13ff.).[44] Sie stellen keine Qualitäten dar und beinhalten keine

[44] Eine Variable auf Nominalskalenniveau hat mindestens zwei Wertekategorien und diese müssen distinkt, einander ausschließend und erschöpfend sein. Jeder Fall kann also eindeutig einer der Wertekategorien zugeordnet werden. Die den Wertekategorien zugeordneten Zahlen dienen nur der Klassifikation und implizieren keine mathematische Bedeutung.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

quantifizierbaren Unterschiede. Beispiele sind Variablen aus dem soziodemografischen Bogen, wie etwa das Geschlecht (z.B. Weiblich = 1/ Männlich = 0), die ethnische Zugehörigkeit, Beruf oder Familienstand oder etwa die Angaben zur untersuchten Deliktart (z.B. sexueller Missbrauch wird nach Exhibitionismus = 1, Spannen = 2, Vorführen von Pornografie = 3, sexuelle Nötigung durch Fremdtäter = 4, sexuelle Nötigung durch Täter aus sozialem Umfeld des Opfers = 5 aufgeschlüsselt). Es versteht sich von selbst, dass hier bei der Datenanalyse den vergebenen numerischen Werten (eins oder zwei beziehungsweise eins bis fünf) nur ordnende Funktion zukommt und keine sinnvollen mathematischen Operationen Ergebnis sein können. So wäre es beispielsweise ziemlich absurd hier einen Mittelwert bei den Deliktarten zu berechnen. Auf Nominalniveau bewegen sich die statistischen Aussagen auf rein beschreibendem Niveau, also zum Beispiel wie viele und welche Deliktarten sind in der Stichprobe angegeben worden.

Das nächsthöhere Messniveau ist die *Ordinalskala*. Hier nehmen die Variablen nicht nur verschiedene Werte an, sondern diese Werte haben auch unterschiedliche quantitative Bedeutungen, die sich in eine Abfolge bringen lassen. Die von der Variable angenommenen Werte können von „hoch" bis „niedrig" und von „sehr häufig" bis „überhaupt nicht" rangiert werden. Beispiele von Variablen, die häufig auf Ordinalniveau gemessen werden sind etwa die soziale Schicht, das berufliche Prestige oder der erreichte Bildungsgrad (jeweils hoch = 3, mittel = 2, niedrig = 1) oder die Einschätzung der Qualität einer sozialen Maßnahme (sehr effektiv = 4, eher effektiv= 3, eher nicht effektiv= 2, nicht effektiv= 1). Beispiel für eine auf Ordinalskala gemessene Variable ist auch die Vergabe von Schulnoten, um die Qualität einer Maßnahme oder der Arbeit einer Institution einzuschätzen (Mit welcher Note zwischen eins und fünf würden Sie die Arbeit Ihrer Supervisorin beziehungsweise der Einrichtung XY beurteilen?). Auf ordinalem Niveau erfasste Variablen bringen die Antworten zwar in eine Rangfolge, allerdings muss bewusst sein, dass nicht notwendig gleiche Abstände zwischen den einzelnen Werten bestehen.

Auf ordinalem Skalenniveau sind verschiedene mathematische Operationen zulässig, wie etwa Quadrieren, Logarithmieren oder die Wurzel ziehen (vgl. dazu ausführlich Diekmann 2008, 287). Dies bedeutet nicht, dass diese Operationen unbedingt Sinn machen, sondern nur dass durch diese genannten Operationen die Rangfolge nicht verändert wird. Auch ordinal skalierte Werte können in der Regel nur einer beschreibenden mathematischen Analyse dienen.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Beim nächst höheren Skalenniveau, der *Intervallskala* ist nicht nur eine Aussage über die Rangwerte der Messwerte möglich, sondern auch über die Abstände zwischen den Messwerten. Die Werte einer Variablen werden auf einem gleichmäßig unterteilten Kontinuum platziert (Weinbach/ Grinnell 2000, 16). Aufgrund der gleichen Abstände zwischen den Werten entspricht die Distanz vom Wert 1 zum Wert 5 genau dem zwischen 2 und 6. Die Intervallskala hat allerdings keinen absoluten Nullpunkt. Klassische Intervallskala ist beispielsweise die Temperaturskala (da Null Grad aber nicht bedeutet „keine Temperatur" bedeutet eine Temperatur von 40 Grad nicht, dass es doppelt so warm ist wie bei 20 Grad). Bei intervallskaliert erfassten Variablen kann sinnvoller Weise ein arithmetisches Mittel berechnet werden (z.B. Durchschnittstemperatur im Februar auf Gomera). Auf Intervallniveau liegen auch die Werte aus einem Intelligenztest, und dies bedeutet, dass der Unterschied zwischen jemandem, der bei diesem Test den Wert 100 erreicht hat und jemandem der den Test mit dem Wert 95 abgeschlossen hat genauso viel bedeutet, wie der Testunterschied zwischen 115 und 120 (z.B. wirbt eine amerikanische Universität mit dem hohen Intelligenzniveau ihrer Student_innen mit einem Durchschnittswert von 140 beim Eingangstest).

Das höchste Messniveau stellen die *Ratio- oder Verhältnisskalen* dar. Sie unterscheiden sich von den Intervallskalen dadurch, dass ein natürlicher Nullpunkt existiert. Mit solchen Messungen können wir nicht nur sagen, eine Person hat mehr von einem bestimmten Merkmal als eine andere Person, sondern auch exakt, wie viel mehr. Beispiele sind Einkommen, Anzahl von Geburten oder Kindern, Häufigkeit der Teilnahme an Supervision, Zeitdauer der Teilnahme an einer bestimmten Maßnahme oder auch die Körpergröße (vgl. Konrad 2000, 101). Ratioskalen erlauben alle mathematischen Operationen.

5.5.1.2 Musterfragebogen mit Angabe des Skalenniveaus

1. Geschlecht (nominal)

☐ „Männlich"

☐ „Weiblich"

2. Art der Hochschulzugangsberechtigung (nominal)

☐ „Fachhochschulreife (FOS)"

☐ „Fachgebundene Hochschulreife (BOS)"

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

☐ „Allgemeine Hochschulreife“

☐ „Fachakademie für Sozialpädagogik“

3. Errechnete Durchschnittsnote bei Hochschulbewerbung (ordinal)

4. Geben Sie bitte die Stärke ihres Interesses an verschiedenen Studienschwerpunkten anhand einer Skala an

(1 = sehr geringes Interesse/ 2 = geringes Interesse/ 3 = großes Interesse/ 4 = sehr großes Interesse)
(Intervallskala)

Altenarbeit	1 --- 2 --- 3 --- 4
Soziale Arbeit mit Frauen	1 --- 2 --- 3 --- 4
Erwachsenenbildung	1 --- 2 --- 3 --- 4
Resozialisierung	1 --- 2 --- 3 --- 4
Erziehungshilfen	1 --- 2 --- 3 --- 4
Sozialmanagement	1 --- 2 --- 3 --- 4

5. Wie viel Geld steht Ihnen im Monat zur Verfügung?

(Ratioskala)

☐ „unter 500 Euro“

☐ „zwischen 500–750 Euro“

☐ „zwischen 750–1.000 Euro“

☐ „zwischen 1.000–1.250 Euro“

☐ „über 1.250 Euro“

5.5.1.3 Deskriptive Statistik: Tabellen und grafische Darstellungen

Nehmen wir einmal an, oben vorgestellter Musterfragebogen wurde von n= 200 Studenten und Studentinnen ausgefüllt, so ergeben sich mehrere Möglichkeiten, ausgewählte Ergebnisse dieser Untersuchung darzustellen. Begonnen wird die Auswertung der einzelnen Daten in der Regel mit der so genannten Stichprobenbeschreibung, welche dazu dient, möglichst genau wiederzugeben, wer sich in der Stichprobe befunden hat. Beginnen wir mit dem nominalen Merkmal des Geschlechts: Es geht darum, wie viele Frauen und Männer sich in der Stichprobe befinden. Diese Information kann zunächst einmal in der einfachsten Form, der Tabelle aufbereitet werden. Die Tabelle weist die absoluten Zahlen und auch die relativen Häufigkeiten aus (Prozentangaben).

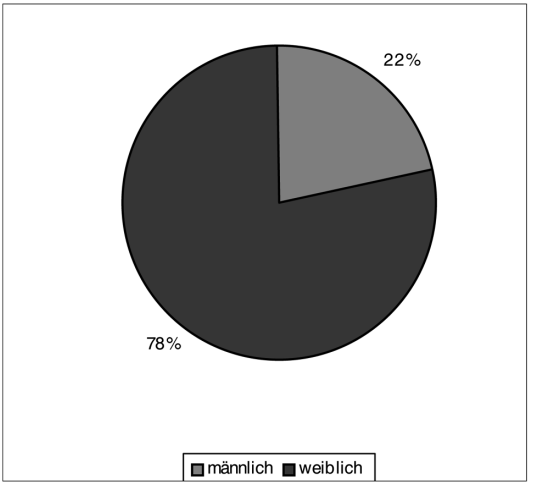
© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Geschlecht	Zahl der Befragten	% aller Befragten
Weiblich	156	78
Männlich	44	22
Insgesamt	n = 200	100%

Tabelle 2: Verteilung der Befragten nach Geschlecht

Statt in der Tabellenform, kann diese Information auch grafisch dargestellt werden, zum Beispiel in Form eines Säulendiagramms oder eines Kreisdiagramms.

Abbildung 3: Säulen- und Kreisdiagramm



© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

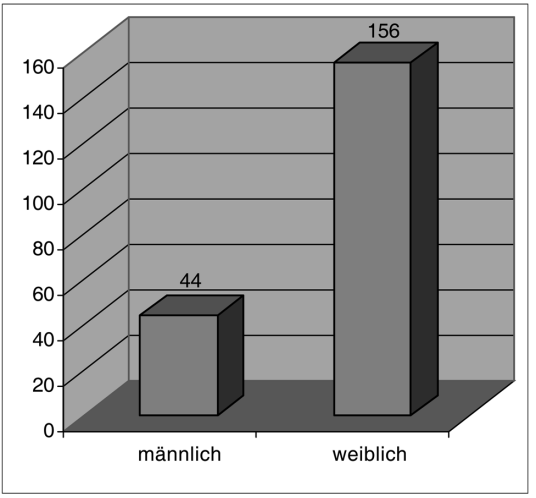


Diagramme sind den Tabellen optisch und psychologisch überlegen, weil sie sich dem Auge sofort einprägen und meist einen merkfähigeren Eindruck hinterlassen als das nüchterne Zahlenwerk einer Tabelle. Andererseits bedeuten Diagramme meist auch einen gewissen Informations- da Genauigkeitsverlust.Entlang dem gegebenen Fragebogen können als nächstes nun auch synonym die Angaben zur Art der Hochschulzugangsberechtigung aufbereitet werden.

Hochschulzugang	Anzahl der Befragten	% aller Befragten
Fachhochschulreife (FOS)	85	42,5
Fachgebundene Hochschulreife (BOS)	43	21,5
Allgemeine Hochschulreife	67	33,5
Fachakademie für Sozialpädagogik	5	2,5
Insgesamt	n = 200	100

Tabelle 3: Verteilung der Art des Hochschulzugangs auf die Befragten

Selbstverständlich sind auch weitere Differenzierungen dieser Daten möglich, wie etwa die Verteilung der Hochschulzugangsberechtigungen getrennt nach Geschlecht usw.

Bei den weiteren Datenauswertungen dagegen – wenn wir dem Fragebogen chronologisch folgen – wie etwa die Angaben zur Durchschnittsnote

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

bei Eintritt in die Hochschule sind dagegen deskriptive Tabellen, einfache Häufigkeitsauszählungen, nicht besonders informativ, es sei denn, jemand ist wirklich daran interessiert, wie oft die Note 1,0 oder 1,3 oder 1,7 usw. angegeben wurde. In diesem Kontext (und auf Ordinalskalenniveau) werden sinnvollerweise bestimmte Kennwerte errechnet. Dazu Genaueres im folgenden Abschnitt.

5.5.1.4 Wichtige statistische Kennwerte: Median und arithmetisches Mittel

Das arithmetische Mittel, das auch oft als Durchschnitt oder Mittelwert bezeichnet wird, ist für viele sicherlich das bekannteste Maß. Die Berechnung ist denkbar einfach. Jeder einzelne Messwert (hier die jeweils angegebene Note) wird addiert und durch die Zahl der Fälle (hier Personen) dividiert.

Berechnung des arithmetischen Mittel $\overline{X}$

$$\overline{X} = (1{,}7 + 1{,}8 + 1{,}0 + 1{,}3 + 1{,}4 + 3{,}3 + 3{,}0) : 7 = 1{,}92$$

In unserem Beispielfall ergäbe sich natürlich eine wesentlich längere Zahlenreihe, nämlich 200 addierte Einzelnoten geteilt durch 200.

Neben dem Mittelwert kommt auch noch der sogenannte Median zum Einsatz, ein Wert oberhalb und unterhalb dessen genau die Hälfte der einzelnen Messwerte angesiedelt ist. Wenn die einzelnen Messwerte in einer aufsteigenden Reihe aufgeführt werden, hat der Median genauso viele rechte wie linke Nachbarn. Wenn dies am obigen Beispiel demonstriert werden soll, werden die einzelnen Noten in einer aufsteigenden Reihe sortiert und der Median ist genau der Wert in der Mitte (bei einer Reihe mit gerader Zahl dann das arithmetische Mittel aus den beiden mittleren Zahlen).

Berechnung des Medians $\overline{X}$ me:

$\overline{X}$ me aus der Reihe 1,0; 1,3; 1,4; 1,7; 1,8; 3,0; 3,3 ist 1,7

Der Median ist immer dann der bessere Kennwert, wenn sogenannte Ausreißer-Werte das arithmetische Mittel stark verzerren. Deutlich wird dies anhand eines Beispiels aus der Einkommensstatistik, in der das durchschnittliche Jahreseinkommen eines 4-Personen-Haushalts in den Vereinigten Arabischen Emiraten mit 250.000 US Dollars beziffert wird, dieser Wert aber dadurch zustande kommt, dass eine hauchdünne Ober-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

schicht sehr viel und eine breite Masse so gut wie gar nichts verdient. Hier gäbe der Median sicher realistischere ökonomische Verhältnisse wieder, indem er den Wert Null annimmt.

Arithmetisches Mittel und Median könnten in der hier beispielhaft betrachteten Untersuchung auch dazu genutzt werden, die durchschnittlichen Einkommensverhältnisse der Studierenden abzubilden oder auch die unterschiedliche Beliebtheit der Studienschwerpunkte widerzuspiegeln.

5.5.1.5 Maße der Variabilität: Standardabweichung und Varianz

Wie die Berechnungsbeispiele um Median und Mittelwert zeigen, stehen diese zwar stellvertretend für die Gesamtheit der Messwerte, jedoch wird der Blick auf die tatsächliche Streuung der einzelnen Werte verstellt. Mit der Standardabweichung und der Varianz wird die mittlere Abweichung aller Messwerte vom Mittelwert beschrieben (vgl. Jäger 2000, 142).

Die Formel für die Varianz lautet:

$$S^2 = \frac{(\mathrm{Xi} - \overline{\mathrm{X}})^2}{\mathrm{n}}$$

Nehmen wir einmal an, der Mittelwert für das monatlich zur Verfügung stehende Einkommen hätte in einer gegebenen Untersuchung 1000 Euro ergeben, sechs Personen haben dazu ihre Angaben gemacht. Person A gibt an, über 1.100 Euro zu verfügen, Person B 1.250 Euro, Person C 950 Euro, Person D 1.000 Euro, Person E 800 Euro und Person F 900 Euro. Das arithmetische Mittel liegt bei 1000 Euro und berücksichtigt nicht, dass dieser Wert innerhalb der Stichprobe um 200 Euro unterschritten und auch um 250 Euro überschritten wird.

Zur Berechnung der Varianz:

$$S^2 = \frac{(1100 - 1000)^2 + (1250 - 1000)^2 + (950 - 1000)^2 + (1000 - 1000)^2 + (800 - 1000)^2 + (900 - 1000)^2}{6}$$

$$S^2 = 17.000$$

Die Standardabweichung entspricht der Wurzel aus dieser Varianz und damit S= 130,38, also rund 130.

Gemessen am arithmetischen Mittel von x= 1000 Euro variieren die Angaben der Befragten zu ihrem monatlichen Einkommen um 130 Euro. Somit kann eingeschätzt werden, in welcher Größenordnung die einzel-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

nen Angaben sich um den Wert des arithmetischen Mittels herum bewegen.

5.5.1.6 Schließende Statistik: Test des Zusammenhangs zwischen zwei Variablen

In Studien aus dem Bereich der Sozialen Arbeit finden sich häufig Hypothesen, in denen ein Zusammenhang zwischen zwei Variablen angenommen wird, ohne dass ein direkter Einfluss der einen Variable auf die andere vorhergesagt wird, sondern schlicht der Zusammenhang zwischen beiden. Weitaus häufiger aber wird die eine Variable als unabhängige und die andere als abhängige betrachtet. In solch einem Fall würde eine Hypothese den Ausgangspunkt einer Studie bilden, die einen Zusammenhang zwischen der Dauer der Berufserfahrung einer Sozialarbeiter_in und der Professionalität ihrer Arbeit vorhersagt, also etwa dergestalt, dass ein positiver Zusammenhang zwischen der Verweildauer im Beruf und der Professionalität vermutet wird (als klassische „Je-desto-Hypothese" formuliert: je länger im Beruf desto professioneller im beruflichen Handeln). Als unabhängige Variable gilt dann die Verweildauer im Beruf (gemessen in Jahren) und als abhängige Variable die Ausgeprägtheit des professionellen Handelns (das es dann in geeigneter Form zu erfassen gilt). Da es aber bei Studien im sozialen Bereich selten zur klassischen Hypothesentestung kommt (dazu bedürfte es einer gesonderten Einführung in die Inferenzstatistik), wird im Folgenden lediglich ein im Rahmen deskriptiver Statistik übliches Analyseverfahren vorgestellt, welches es ermöglicht, sowohl Vorhandensein, Stärke und Richtung des Zusammenhangs zwischen zwei Variablen aus einer gegebenen Stichprobe zu beschreiben und zu quantifizieren.

Im Folgenden beschäftigen wir uns also ausschließlich mit der Testung des Zusammenhangs zwischen zwei Variablen (es gibt auch Testverfahren für mehr als zwei Variablen, vgl. dazu ausführlich bei Diekmann 2008, 723ff. und auch Weinbach/Grinnell 2000, 163ff.) Für die Beschreibung und Überprüfung von Zusammenhängen werden dazu nun die Begriffe *Korrelation* und *Korrelationstest* eingeführt.

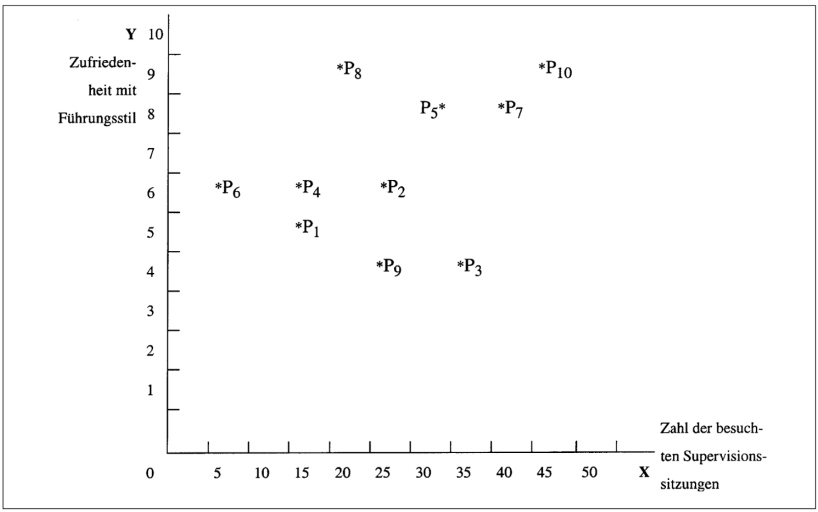
> *„Der Begriff Korrelation sollte als allgemeiner Terminus verstanden werden. Er umfasst verschiedene statistische Testverfahren, mit denen die Stärke und Richtung eines Zusammenhangs zwischen Variablen analysiert werden kann" (Weinbach/Grinnell 2000, 137).*

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Wiederum kommt es auf das Skalenniveau der zu untersuchenden Merkmale an, um zu bestimmen, welche Testverfahren eingesetzt werden können. Korrelationstests setzen in der Regel mindestens Intervallskalen oder Ratioskalenniveau voraus, es ist aber auch möglich, ordinalskalierte Daten (eine von zwei Variablen kann bei dem im Folgenden vorgestellten Korrelationstest ordinalskaliert sein) mit einzubeziehen.

Als Rechenbeispiel soll die Frage nach der Effektivität von Supervision in Leitungspositionen (hier: Leiterinnen von Kindertagesstätten) untersucht werden. In einem ersten Schritt könnte dabei überprüft werden, ob ein Zusammenhang zwischen der Häufigkeit des Besuchs der Supervisor_in und der Beurteilung ihres Führungsstils durch ihre Mitarbeiter_innen besteht. Die erhobenen Werte könnten zunächst mit Hilfe eines sogenannten Streudiagramms dargestellt werden.

Abbildung 4: Darstellung des Zusammenhangs zwischen der Zahl der besuchten Supervisionssitzungen und der Zufriedenheit mit Führungsstil



Ein perfekter Zusammenhang (perfekte Korrelation) zwischen den beiden Merkmalen besteht, wenn ausnahmslos ein höherer Wert der Variable „Zahl der besuchten Supervisions-Sitzungen“ mit einem höheren Wert der anderen Variable „Zufriedenheit mit Führungsstil“ einherginge. Wie in unserem Beispiel deutlich wird, ist dies nicht der Fall. Im sozialen

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Bereich werden wir wesentlich häufiger Korrelationen finden, die weniger perfekt sind, aber trotzdem bedeutsam sein können.[45]

Eine Korrelation kann keine Antwort auf die Frage geben, ob zwischen zwei Variablen eine kausale Beziehung besteht oder nicht, dazu bedarf es eines besonderen methodischen Rahmens, in der Regel eines kontrollierten Experiments.

In der Regel dürfte es aber unbefriedigend sein, eine Korrelation lediglich anhand eines Streudiagramms darzustellen, sondern es geht auch um eine Aussage über die Stärke des festgestellten Zusammenhangs.

Wiederum ist das verwendete Skalenniveau zu beachten, das heißt bei der Korrelationsstatistik entscheidet das Skalenniveau der Messwerte über die weitere statistische Bearbeitung der Daten und die zu verwendenden Koeffizienten (vgl. Wellhöfer 1997, 55f.). Im Folgenden möchte ich mich auf die Berechnung des Koeffizienten aus der Produkt-Moment-Korrelation (auch genannt Bravais-Pearson-Korrelation dargestellt als kleines r) konzentrieren, der in der einschlägigen Methodenliteratur als „klassischer Korrelationskoeffizient" beschrieben wird und uns Aufschluss gibt sowohl über die Stärke als auch die Richtung des Zusammenhangs zweier Merkmale. Bei einer perfekten negativen Korrelation nimmt r den Wert –1,0 an, bei einer perfekten positiven Korrelation den Wert +1,0 und den Wert 0,0, wenn keine Korrelation besteht.

Nehmen wir einmal an, wir gehen unserem obigen Beispiel weiter folgend davon aus, dass die Dauer der Teilnahme an Supervisionssitzungen die Führungsqualitäten verbessert (also Annahme eines positiven Zusammenhangs zwischen Berufserfahrung und Professionalität).

Dazu stellen wir die Werte aus dem Streudiagramm in einer Tabelle dar.

[45] In unserem Beispiel deutet sich ein positiver Zusammenhang zwischen der Dauer der Supervisionsbesuche und der Zufriedenheit mit dem Führungsstil an, ein negativer Zusammenhang würde bedeuten, dass mit der Steigerung des einen Merkmals eine Verminderung des anderen Merkmals einhergeht, also etwa die Dauer der Supervision den Führungsstil verschlechtern würde. Ein negativer Zusammenhang kann auch erwünscht sein, zum Beispiel wenn die Dauer der Teilnahme an einer Anti-Aggressionsmaßnahme die Aggressivität der Teilnehmer tatsächlich senkt.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Leiterinnen von KiTa-Stätten	Zahl der besuchten Sitzungen x	Zufriedenheit mit Führungsstil y	x^2	y^2	xy
P1	15	5	225	25	75
P2	27	6	729	36	162
P3	35	4	1225	16	140
P4	15	6	225	36	90
P5	33	8	1089	64	264
P6	5	6	25	36	30
P7	40	8	1600	64	320
P8	20	9	400	81	180
P9	25	4	625	16	100
P10	46	9	2116	81	414
Total	261	65	8259	455	1775

Tabelle 4: Daten von 10 Einrichtungen für die Variablen X und Y

Die Formel für den Korrelationskoeffizienten lautet:

$$r = \frac{n \cdot \sum_{i=1}^{n} xi \cdot yi - \left(\sum_{i=1}^{n} xi\right) \cdot \left(\sum_{i=1}^{n} yi\right)}{\sqrt{\left[n \cdot \sum_{i=1}^{n} xi^2 - \left(\sum_{i=1}^{n} xi\right)^2\right] \cdot \left[n \cdot \sum_{i=1}^{n} yi^2 - \left(\sum_{i=1}^{n} yi\right)^2\right]}}$$

Die Berechnung wird nun in allen Einzelschritten wiedergegeben, damit sie für die Leser_innen in jedem einzelnen Schritt auch nachvollziehbar (und nachrechenbar) ist:

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

$$r = \frac{10 \cdot 1775 - 261 \cdot 65}{\sqrt{\left(10 \cdot 8259 - 261^2\right) \cdot \left(10 \cdot 455 - 65^2\right)}}$$

$$r = \frac{17750 - 16965}{\sqrt{\left(82590 - 68121\right) \cdot \left(4550 - 4225\right)}}$$

$$r = \frac{785}{\sqrt{14469 \cdot 325}}$$

$$r = \frac{785}{\sqrt{4702425}}$$

$$r = \frac{785}{2168}$$

$$r = 0{,}36$$

Wie aus der obigen Berechnung ersichtlich wird, liegt r = bei 0,36. Das bedeutet, die Ausgangsvermutung, die einen positiven Zusammenhang zwischen der Dauer der Supervision und einer steigenden Führungskompetenz unterstellt, wird gestützt. Wie aber ist die Höhe des Wertes (also eine Aussage die Stärke des Zusammenhangs betreffend) weiterhin zu interpretieren?

Die Antwort darauf hängt von zwei Faktoren ab:

Wie groß ist die zugrundeliegende Stichprobe (bei kleinen Stichproben muss der erreichte Wert relativ hoch sein)? Welches Signifikanzniveau wird gewählt, das heißt welche Irrtumswahrscheinlichkeit wird toleriert (wie sicher will ich sein)? Es muss ausgeschlossen werden, dass der Zusammenhang zwischen den beiden Variablen zufällig, beispielsweise aufgrund von Stichprobenfehlern besteht.

Es gilt also, die Nullhypothese (die keinerlei Zusammenhang unterstellt) zu verwerfen. Dazu muss klar sein, dass der Korrelationskoeffizient erst einen kritischen Wert überschreiten muss.

Für gewöhnlich wird in den Studien ein 5-Prozent-Signifikanzniveau als akzeptabel erachtet (das bedeutet eine 95-prozentige Sicherheit des

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Schließens), bei diesem Signifikanzniveau und einer Stichprobengröße von n = 10 hätte r mindestens einen Wert von 0,63 annehmen müssen um aussagekräftig zu sein, bei einer Stichprobengröße von n= 42 hätte dagegen der Wert r= 0,30 bereits genügt, um den Zusammenhang als signifikant zu bestätigen (die kritischen Werte für die Korrelationskoeffizienten sind der Tabelle bei Weinbach/Grinnell 2000, 153 zu entnehmen). Die statistische Signifikanz bei Korrelationstest hängt also direkt mit der Stichprobengröße zusammen. Für kleinere Stichproben besteht – wie bereits weiter oben ausgeführt (vgl. Kap. 5.3.3) eine größere Wahrscheinlichkeit, dass eine bestimmte Stärke des Zusammenhangs zufällig entstanden ist (etwa durch Stichprobenfehler).

5.5.1.7 Beispiel für die Auswertung eines vollstandardisierten Fragebogens

Im Wintersemester 2012/13 wurde an der Kath. Stiftungsfachhochschule München mittels eines vollstandardisierten Online- Fragebogens eine Befragung von Studierenden der Sozialen Arbeit aus dem berufsbegleitenden Studiengang[46] durchgeführt, bei der vor allem die Studien- und Lebensbedingungen der Studierenden näher beleuchtet werden sollten, zum Beispiel ihre Lebensformen und ihre beruflichen Rahmenbedingungen, ihre Gründe für die Aufnahme des Studiums, die Motivation während des Studienverlaufs, die subjektiv erfahrene Unterstützung von Seiten der Hochschule, durch den Arbeitgeber und durch das private Umfeld und auch die Zustimmung zu virtuellen Lehrangeboten. Die Rohdaten wurden in SPSS eingelesen und bearbeitet (vgl. dazu auch Kap. 4.2.3.1)[47]. Im Folgenden soll ein Auszug der Ergebnisse vorgestellt werden. Wir beginnen, wie in der Regel üblich, mit der Stichprobenbeschreibung.

[46] Der berufsbegleitende Studiengang ist eine besondere Organisationsform des Studiums und setzt bei der Zulassung der Studierenden voraus, dass sie eine abgeschlossene mindestens dreijährige Berufsausbildung in einem sozialpädagogisch einschlägigen Berufsfeld mitbringen und darüber hinaus mindestens zwei Jahre lang in diesem Beruf tätig gewesen sind. Die Berufstätigkeit wird neben dem Studium fortgeführt.

[47] Mein besonderer Dank gilt an dieser Stelle meinem Kollegen Benjamin Klages von der Kath. Hochschule Berlin, der diese Online-Umfrage der beteiligten Hochschulen koordiniert hat und meiner Kollegin aus München, Petra Tratberger-Zenker, die den Datensatz in SPSS übertragen und fehlerbereinigt hat.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Stichprobenbeschreibung und ausgewählte Ergebnisse

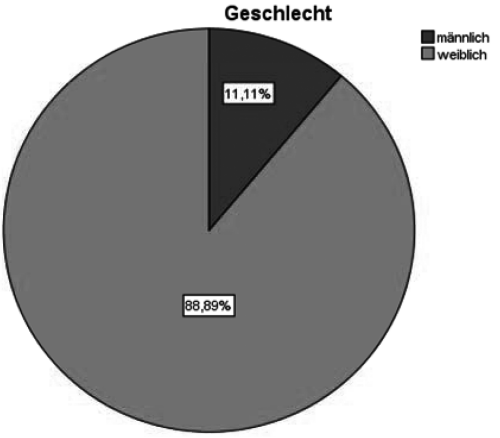
Insgesamt haben 81 Studierenden den Fragebogen ausgefüllt, davon sind 72 weiblich und 9 männlich.

	Häufigkeit	**Prozent**	**Gültige Prozente**	**Kumulierte Prozente**
männlich	9	11,1	11,1	11,1
weiblich	72	88,9	88,9	100,0
Gesamt	81	100,0	100,0	

Tabelle 5: Häufigkeitsverteilung nach Geschlecht

Zur besseren Veranschaulichung der Geschlechterverhältnisse kann auch ein Kreisdiagramm eingesetzt werden:

Abbildung 5: Verteilung der Studierenden nach Geschlecht



Die Studierenden sind durchschnittlich 35,4 Jahre alt. Das arithmetische Mittel liegt bei 35,36, der Median bei 34 Jahren (zu den statistischen Kennwerten vgl. Punkt 5.5.1.4). Die Standardabweichung liegt bei 7, das bedeutet, dass sich das Gros der Studierenden zum Befragungszeitpunkt in der Altersgruppe zwischen 28 und 42 Jahren bewegen. Die Standard-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

abweichung in Bezug auf das Alter zu errechnen kann immer dann sinnvoll sein, wenn jemand wissen möchte, welche Altersgruppe vorwiegend (z.B. von einer Maßnahme bzw. einem Angebot) erreicht wird beziehungsweise erreicht worden ist.

Als nächstes wurde nach der aktuellen Wohn- beziehungsweise Lebensform der Studierenden gefragt, um die allgemeine Lebenssituation der Studierenden etwas zu erhellen, die auf jeden Fall die individuelle Studiensituation beeinflusst. Es zeigt sich, dass die Studierenden fast zu gleichen Anteilen entweder alleine wohnen (27,2 %), mit Partner oder Partnerin zusammen (29,6 %) oder auch in einem Familiensetting (29,6 %) leben. Nur fünf Studierende leben in einer Wohngemeinschaft und zwei in einem Mehrgenerationenhaushalt, also beispielsweise bei den Eltern.

	Häufigkeit	**Prozent**	**Gültige Prozente**	**Kumulierte Prozente**
Allein	22	27,2	27,2	27,2
mit PartnerIn	24	29,6	29,6	56,8
mit PartnerIn und Kind/ern	24	29,6	29,6	86,4
allein mit Kind/ern	4	4,9	4,9	91,4
in Wohn-gemeinschaft	5	6,2	6,2	97,5
Sonstiges*	2	2,5	2,5	100,0
Gesamt	81	100,0	100,0	

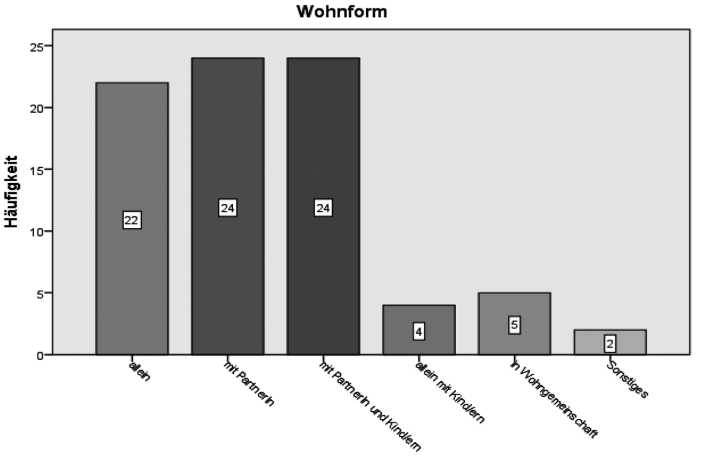
*: in Mehrgenerationenhaushalt

Tabelle 6: Wohnformen der Studierenden

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

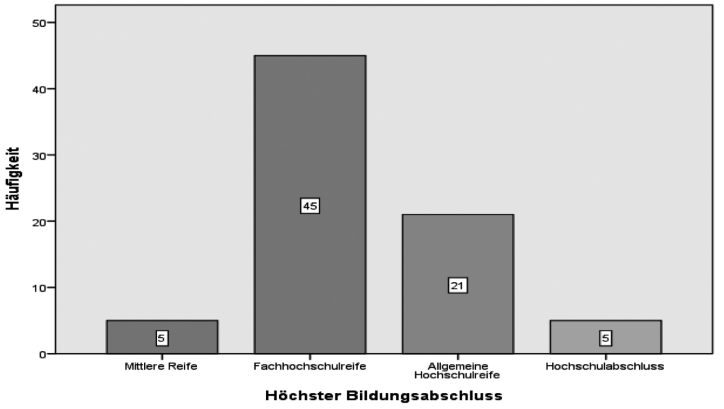
Auch hier noch einmal die Grafik zur besseren optischen Veranschaulichung:

Abbildung 6: Wohnformen der Studierenden



Von Interesse in allen Studierendenumfragen ist auch immer der Bildungshintergrund der Studenten und Studentinnen. Üblicher Weise wird dabei nach dem bisher höchsten erworbenen Bildungsabschluss gefragt, so auch hier.

Abbildung 7: Höchster Bildungsabschluss (vor Beginn des Studiums)



© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Es wird deutlich, dass die überwiegende Mehrheit der Studierenden die Fachhochschulreife als Zulassungsvoraussetzung mitbringt (45 Studierende, was 55,6 % entspricht), gefolgt von der allgemeinen Hochschulreife mit 21 Nennungen. Auffallend, dass fünf der befragten Studierenden sich bereits im Zweitstudium befinden. Fünf Werte werden in der Tabelle als fehlend ausgewiesen (missing values), das liegt daran, dass diese Antworten im Fragebogen tatsächlich nicht vorhanden beziehungsweise dass die gegebenen Antworten nicht sinnvoll waren (und die Vermutung nahelegen, dass die Frage nicht korrekt verstanden worden ist).

Wie bereits weiter oben erwähnt, sind die Studierenden vor ihrer Zulassung zum Studium bereits in einem sozialpädagogisch einschlägigen Berufsfeld ausgebildet worden und während des Studiums auch weiterhin in diesem Beruf tätig. Deshalb ist auch die Frage von Interesse, aus welchen konkreten Berufen die Studierenden im Einzelnen kommen. Es zeigt sich, dass fast drei Viertel der Studierenden aus dem Beruf Erzieherin kommen (72,8 %), gefolgt von der Heilerziehungspflege (12,3 %). Alle anderen Berufe sind nur vereinzelt anzutreffen.

	Häufigkeit	**Prozent**	**Gültige Prozente**	**Kumulierte Prozente**
ErzieherIn	59	72,8	72,8	72,8
ErzieherIn+gew.-techn. Ausb.	3	3,7	3,7	76,5
HeilerziehungspflegerIn	10	12,3	12,3	88,9
gewerblich-technische Ausbildung	3	3,7	3,7	92,6
med./Pflegeberuf	4	4,9	4,9	97,5
ErgotherapeutIn	1	1,2	1,2	98,8
Diakon	1	1,2	1,2	100,0
Gesamt	81	100,0	100,0	

Tabelle 7: Berufsabschlüsse

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Als nächstes interessierte das Tätigkeitsfeld, in welchem die Befragten während ihres Studiums beschäftigt sind.

	Häufigkeit	**Prozent**	**Gültige Prozente**	**Kumulierte Prozente**
KiGa/Krippe/Hort	22	27,2	30,6	30,6
Stationäre Ki-/ Jgd.Hilfe	15	18,5	20,8	51,4
HPT	4	4,9	5,6	56,9
Behindertenhilfe (Erwachsene)	10	12,3	13,9	70,8
Fachakademie	5	6,2	6,9	77,8
Familien-hilfe_therapie	4	4,9	5,6	83,3
offene Ki-/ Jgd.arbeit	2	2,5	2,8	86,1
Elternzeit	5	6,2	6,9	93,1
Sonstiges	5	6,2	6,9	100,0
	72	88,9	100,0	
Fehlend	9	11,1		
Gesamt	81	100,0		

Tabelle 8: Tätigkeitsfelder

Wie aus der Tabelle ersichtlich wird, sind die Studierenden mehrheitlich (51, 4 %) im Bereich der frühkindlichen Bildung und Erziehung beschäftigt, gefolgt von der Behindertenhilfe (12,3 %). Fünf Studierende befinden sich in Elternzeit, alle übrigen verteilen sich auf das Tätigkeitsfeld Fachakademie (fünf Nennungen), Familientherapie (vier Nennungen) und die offene Kinder- und Jugendarbeit (zwei Nennungen). Neun Antworten fehlen oder konnten keinem eindeutigen Tätigkeitsfeld zugeordnet werden. Letzteres ist häufig dann der Fall, wenn die Frage offen gestellt ist und die Befragten völlig frei antworten können. Alle Antworten müssen dann – wie hier geschehen – in erst im Nachhinein gebildete Kategorien einsortiert werden.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

In ähnlich deskriptiver Form könnte nun die Darstellung der Ergebnisse fortgeführt werden und etwa Angaben zur durchschnittlichen wöchentlichen Arbeitszeit, den aktuellen Status im Beruf oder die Zustimmung zu einzelnen für die Studienwahl verantwortlichen Faktoren (z.B. neue Berufsmöglichkeiten durch Studium, Aufstiegschancen im aktuellen Berufsfeld, bessere Bezahlung etc.) dargestellt werden. Eine spezifische, für die Untersuchungsabsicht der Studie recht aufschlussreiche Frage stellt die nach der wahrgenommenen Unterstützung durch den Arbeitgeber dar, denn die Umfragen in berufsbegleitenden Studiengängen auch andernorts zeigen, dass die Akzeptanz des Studiums durch den Arbeitgeber eine hohe Bedeutung für den Studienerfolg hat.

Kreuztabelle und Hypothesentest

Aufgrund jahrelanger alltäglicher Beobachtung haben wir im Studiengang die Vermutung entwickelt, dass männliche Studierende meist erfolgreicher sind als weibliche, eine Unterstützung durch ihren Arbeitgeber zu erhalten (gleichviel worauf diese Unterstützung beruht, denkbar sind die Flexibilisierung der Arbeitszeit, Gewährung von Fortbildungsurlaub, Freistellungen).

> *Unsere Hypothese lautet: „Männer werden durch den Arbeitgeber während des Studiums eher unterstützt als Frauen“.*

Am Beispiel dieser Hypothese soll abschließend noch ein hypothesentestendes Verfahren vorgestellt werden, das in der Regel als wichtiges Ziel quantitativ-deduktiver Forschung gilt. Der Einsatz des Qui-Quadrat-Unabhängigkeitstests setzt ein gewisses Grundverständnis von Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung voraus, auf das im Folgenden eingegangen werden soll.

Das eingesetzte Testverfahren eignet sich besonders für den Zusammenhangstest zwischen zwei nominalskalierten Variablen[48], was allerdings seinen Einsatz für Variablen mit einem höheren Skalenniveau nicht in Frage stellt (vgl. Weinbach/Grinnell 2000, 188). Nominalskalierte Variablen dürften im Bereich der Sozialarbeitsforschung relativ oft vorkommen, weshalb auch gerade dieser Test für das Beispiel ausgewählt wurde.

[48] Zur Frage des Skalenniveaus siehe die ausführlichen Erläuterungen unter Punkt 5.5.1.1. Beispiele für nominalskalierte Variablen sind hier das Geschlecht und die erfahrene Unterstützung, könnten aber auch die Zufriedenheit mit dem Studium, die Art der Erwartungen an das Studium, die Studienmotivation usw. sein.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Der Chi Quadrat-Unabhängigkeitstest zielt auf eine Überprüfung der Nullhypothese, indem er angibt, mit welcher Wahrscheinlichkeit von einer Verwerfung der Nullhypothese – und damit der Annahme der getroffenen Hypothese – ausgegangen werden kann. Die Null-Hypothese würde in unserem Beispiel lauten:

> *„Das Geschlecht des Arbeitnehmers hat mit der durch den Arbeitgeber erfahrenen Unterstützung nichts zu tun."*

Zunächst müssen allerdings Stichprobenfehler ausgeschlossen werden (um zu vermeiden, dass Effekte von einer „verzerrten" Zusammensetzung der Stichprobe ausgehen), was im konkreten Beispielfall aber keine Rolle spielt, da es sich praktisch um eine Vollerhebung der aktuell Studierenden im berufsbegleitenden Studiengang handelt.

Für den Test nehmen wir zunächst eine Präzisierung der Hypothese vor, sie lautet nun:

> *„Männer, die berufsbegleitend Soziale Arbeit studieren, werden von ihrem Arbeitgeber eher unterstützt als ihre weiblichen Kommilitoninnen."*

Wir erstellen eine Hilfstabelle: die unabhängige Variable, in unserem Beispiel Geschlecht wird mit zwei Merkmalsausprägungen angenommen (männlich/weiblich) und in den Zeilen angeordnet, die abhängigen Variable, hier die Unterstützung durch den Arbeitgeber mit den Ausprägungen ja/nein in den Spalten.

Hilfstabelle mit den vier Zellen a, b, c, d

Geschlecht	**Unterstützung durch den Arbeitgeber**	
	Ja	Nein
Männlich	(a)	(b)
Weiblich	(c)	(d)

Tabelle 9: Hilfstabelle

Es ergeben sich nun folgende Möglichkeiten der Kombination:

(a) Männlich und durch Arbeitgeber unterstützt,

(b) männlich und durch den Arbeitgeber nicht unterstützt,

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

(c) weiblich und durch den Arbeitgeber unterstützt,
(d) weiblich und durch den Arbeitgeber nicht unterstützt.

Im Anschluss werden die tatsächlich beobachteten Häufigkeiten in die Tabelle (eine Vierfelder-Kreuztabelle) eingetragen:

Beobachtete Häufigkeiten in der Kreuztabelle:

Geschlecht	**Unterstützung durch den Arbeitgeber**		**Total**
	Ja	Nein	
Männlich	7	2	9
	8,6 %	2,5 %	11,1 %
Weiblich	53	19	72
	65,4 %	23,5 %	88,9 %
Total	60	21	

Tabelle 10: Vierfelder-Kreuztabelle

Die Tabelle zeigt nun, wie die Häufigkeiten tatsächlich in der Stichprobe von N = 81 verteilt waren.

Allerdings können wir aufgrund der nun zutage tretenden Häufigkeiten nicht den (vorschnellen) Schluss ziehen, dass die Frauen durch den Arbeitgeber mehr unterstützt werden, denn es sind einfach weit überwiegend mehr Frauen in der Stichprobe als Männer. Das bedeutet, dass wir als nächstes klären müssen, welche relativen, also prozentualen Anteile nach Geschlecht jeweils die Unterstützung erfahren.

Dadurch ergibt sich folgende Tabelle der prozentualen Häufigkeiten der Variablen:

Geschlecht	**Unterstützung durch den Arbeitgeber**		**Total**
	Ja	Nein	
Männlich	77,7 %	22,3 %	100 %
Weiblich	73,6 %	26,4 %	100 %

Tabelle 11: Prozentuale Häufigkeiten der Variablen

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Es zeigt sich nun anhand der prozentualen Häufigkeiten, dass die Männer tatsächlich häufiger Unterstützung durch den Arbeitgeber erfahren, allerdings ist der Abstand zwischen den Werten in den Zellen a und c sehr klein. Die Frage ist nun, wie groß der Unterschied zwischen den Werten sein müsste, um Zufalls- oder Stichprobenfehler als Erklärung auszuschließen. Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns im nächsten Schritt mit dem Konzept der *erwarteten Häufigkeiten* auseinandersetzen:

> *„Erwartete Häufigkeiten sind diejenigen Häufigkeiten, die wir bei einer unendlichen Anzahl Stichproben am häufigsten erwarten würden, wenn in der Population, aus der die Stichproben gezogen werden, kein Zusammenhang besteht (d.h. die Nullhypothese korrekt ist)" (Weinbach/Grinnell 2000, 195).*

Die erwartete Häufigkeit wird wie folgt aus den Randsummen der beobachteten Häufigkeiten berechnet, die Formel lautet:

$$Erwartete\ Häufigkeit = \frac{Zeilensumme\ x\ Spaltensumme}{Gesamtsumme}$$

Mit Blick in obige Tabelle ergibt sich folgende Rechnung:

Zelle (a): 9 × 60 geteilt durch 100 = 5,4

Zelle (b): 9 × 21 geteilt durch 100 = 1,89

Zelle (c): 72 × 60 geteilt durch 100 = 43,2

Zelle (d): 72 x 21 geteilt durch 100 = 15,12

Tabelle mit den beobachteten und den erwarteten Häufigkeiten

Geschlecht	**Unterstützung durch den Arbeitgeber**	
	Ja	Nein
	Beobachtet/erwartet	Beobachtet/erwartet
Männlich	7/5,4	2/1,89
Weiblich	53/43,2	19/15,12

Tabelle 12: Beobachtete und erwartete Häufigkeiten

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Berechnung des Chi-Quadrat-Werts:

Der Chi-Quadrat-Unabhängigkeitstest vergleicht auf einfache Weise die beobachteten und erwarteten Häufigkeiten der verschiedenen Zellen in einer Kreuztabelle. Die Formel lautet:

$$X^2 = \sum_{i=1}^{n} \frac{\left(f_{b(j)} - f_{e(j)}\right)^2}{f_{e(j)}}$$

In unserem Beispiel ergibt sich also folgende Rechnung:

$$X^2 = \frac{(7-5{,}4)^2}{5{,}4} + \frac{(2-1{,}89)^2}{1{,}89} + \frac{(53-43{,}2)^2}{43{,}2} + \frac{(19-15{,}12)^2}{15{,}12} = 3{,}69$$

Es stellt sich nun die Frage, ob dieser Wert einen signifikanten Zusammenhang zwischen der Variable Geschlecht und Unterstützung durch den Arbeitgeber anzeigt oder nicht. Prinzipiell wird Chi-Quadrat einen umso höheren Wert annehmen, je mehr Zellen eine Tabelle umfasst. Entsprechend der Freiheitsgrade[49] unserer Tabelle und mit Blick in die entsprechende Tabelle aus der entsprechenden Statistiktafel (vgl. dazu Weinbach/Grinnell 2000, 199) stellen wir fest, dass uns auf einem 5-prozentigem Signifikanzniveau[50] ein Wert von 2,71 gereicht hätte, um von einem signifikanten Ergebnis zu sprechen. Unser hier errechneter Wert von 3,69 liegt eindeutig oberhalb des kritischen Chi-Quadratwerts. Damit kann die Nullhypothese zurückgewiesen und unsere Forschungshypothese als vorläufig verifiziert angesehen werden!

5.5.2 Die Auswertung qualitativer Daten – eine Beispielstudie

5.2.2.1 Anmerkungen zu theoretischem Hintergrund, Design, Methode und Stichprobe der Studie

Das Thema der nun im Folgenden vorgestellten Studie lautet: „Männer im Frauenberuf“ und geht der zentralen Untersuchungsfrage nach, ob

[49] Die Anzahl der Freiheitsgrade, die in Kreuztabelle gegeben sind, ist die Anzahl der Zeilen minus eins multipliziert mit der Anzahl der Spalten minus eins, in unserem Beispiel (2-1)x (2-1)= 1.

[50] Ein 5-prozentiges Signifikanzniveau bedeutet eine 95-prozentige Sicherheit des Schließens und wird im Rahmen von Studien als akzeptabel erachtet.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

sich Männer, die ein atypisches Studium beziehungsweise einen atypischen Beruf wählen, sich in ihrer Männlichkeit kompromittiert fühlen beziehungsweise auf welche Art sie im studentischen beziehungsweise beruflichen Umfeld ihre Männlichkeit herstellen beziehungsweise behaupten.[51] Theoretisch wird von einem Konzept der Männlichkeit als „generativem Prinzip" (Meuser 2009) ausgegangen, was bedeutet, dass Männlichkeit jenseits gegebener körperlicher Voraussetzungen vor allem sozial hergestellt (auch bewiesen) werden muss und zwar durch ein alltägliches und bewusstes, aber auch nicht bewusstes „doing masculinity". Dem beruflichen Umfeld kommt hier eine hohe Bedeutung zu, weil der Beruf für Männer nach wie vor eine zentrale Identitätsstütze darstellt. Während Männer, die einen typischen Männerberuf oder wenigstens einen „Mischberuf" wählen, in ihrer Männlichkeit sozial bestätigt werden oder diese meist als fraglos gegeben ansehen, stellen Männer mit einer atypischen Berufswahl eine typische, d.h. am hegemonialen Leitbild orientierte Männlichkeit in Frage. Anhand der Methode Gruppendiskussion soll mit Männern aus dem Studium beziehungsweise Beruf „Soziale Arbeit" und zu vier unterschiedlichen berufsbiografischen Zeitpunkten eruiert werden, ob und auf welche Weise sich Männer durch diese untypische Berufswahl in ihrer Männlichkeit bedroht fühlen und wie sich diese symbolische Bedrohung im Zeitverlauf der beruflichen Karriere verändert.

Das Design der Studie entspricht einem klassischen Follow-Up, d.h. einem Typus von Längsschnittstudie, der den Zeitverlauf über die Wahl von möglichst äquivalenten Stichproben aus verschiedenen Kohorten simuliert, da es bei den zentralen Untersuchungsfragen auch um den Nachvollzug einer möglichen Veränderung der männlichen Selbstverständnisse und Handlungsmuster über die Verweildauer im Beruf geht. Als Startereignis der Kohorte gilt hierbei der Eintritt der Männer in das Studium der Sozialen Arbeit. Als Etappen folgen der Abschluss des Studiums, der Eintritt in das Berufsfeld und eine mindestens seit zwei Jahrzehnten bestehende Berufstätigkeit im Bereich der Jugendarbeit. Durch dieses Design der Studie soll eine Analyse potentieller Veränderungen im Verständnis von der eigenen Männlichkeit im biografischen Zeitverlauf und unter dem Einfluss eines atypischen Studien- und Arbeitsfeldes

[51] Die Studie wurde von der Autorin unter dem Titel „Sozialpädagoge und Mann. Männliches Selbstverständnis in einem Frauenberuf. Freiburg im Breisgau, Lambertus Verlag, 2013 veröffentlicht.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

eruiert werden. Die Auswahl der Gruppen erfolgt primär nach dem Kriterium der größtmöglichen Homogenität und Vergleichbarkeit der Gruppen. Bei zwei der befragten Gruppen handelt es sich um Studierende aus dem ersten beziehungsweise siebten (abschließenden) Semester. Alle Studierenden verfügen über einschlägige Praxiserfahrungen im Bereich der Jugendhilfe, nur zwei Teilnehmer kommen direkt von der Schule zum Studium, alle anderen haben bereits vor dem Studium einen anderen Beruf erlernt beziehungsweise ausgeübt. Zusätzlich werden zwei Gruppen bereits beruflich positionierter Sozialarbeiter ausgewählt, davon eine Gruppe mit noch geringer Berufserfahrung und eine Gruppe mit langjähriger Berufserfahrung, wiederum alle im Bereich der Jugendhilfe tätig. Auch in diesen beiden Gruppen hat die Mehrheit der Männer vor der Sozialen Arbeit in einem anderen Beruf gearbeitet beziehungsweise eine Ausbildung abgeschlossen. Für die Diskussionsgruppen konnten keine Realgruppen ausgewählt werden, aber die Teilnehmer sind einander im Vorfeld bekannt, haben zumindest teilweise miteinander studiert beziehungsweise in derselben Einrichtung oder Abteilung miteinander gearbeitet. Die Methode der Gruppendiskussion wurde gewählt, weil es um die kollektiv geteilten Einstellungen, Haltungen und Erfahrungen der Männer geht, deren Kommunikabilität durch die Gruppe gesteigert werden soll. Die Auswertung des Datenmaterials erfolgt über die „dokumentarische Methode der Interpretation“ (Bohnsack 1997), wobei der Nachvollzug der spontanen Äußerungen und der Relevanzsysteme der Diskussionsteilnehmer im Vordergrund steht. Die Gruppendiskussionsrunden umfassen drei bis fünf Teilnehmer und dauern insgesamt zwischen 1,5 und 2,5 Stunden. Die Gespräche wurden aufgezeichnet und anschließend nach festgelegten Transkriptionsregeln schriftlich fixiert (vgl. Behnke 1997). Nach der Einstiegsfrage werden von der Moderation bei Bedarf und zur Aufrechterhaltung des Gesprächsflusses weitere Themenkomplexe in die Diskussion eingespeist und zwar zur „Motivation zum Studium“, zur „Reaktion des sozialen Nahfeldes auf die Studien- beziehungsweise Berufswahl“, zu den „privaten partnerschaftlichen Arrangements“, zur „sozialen Atmosphäre im Studium beziehungsweise im Arbeitsfeld“ und zum Thema „Gender und Männerbeauftragte an Hochschulen beziehungsweise im Beruf“. Während des Diskussionsverlaufs gilt allerdings das Prinzip der größtmöglichen Zurückhaltung, so dass sich die Themenkomplexe vor allem selbstläufig und in einer je nach Gruppe eigenen Dynamik entfalten können.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

5.5.2.2 Grundsätzliche Auswertungsschritte bei der dokumentarischen Methode der Interpretation

Zunächst verschafft sich das Forschungsteam einen Überblick über den thematischen Verlauf der gesamten Diskussion, die schriftlich nach zuvor festgelegten Transkriptionsregeln[52] vorliegt. Bei der ersten Durchsicht des gesamten Gesprächsverlaufs gilt die Aufmerksamkeit den einzelnen Phasen des Gesprächsverlaufs, innerhalb derer jeweils ein bestimmtes Thema in der Diskussion verhandelt wird und die „Passagen" genannt werden (vgl. Przyborksi/Wohlrab-Sahr 2014, 293). Diese Passagen werden als kleinste Analyseeinheit betrachtet, ihre Auswahl für die weitere Auswertung orientiert sich an den untersuchungsrelevanten Fragestellungen. Wenn sich Passagen durch eine hohe interaktive und metaphorische Dichte auszeichnen, wird von „Fokussierungsmetaphern" (vgl. Bohnsack 1997 und 2000) gesprochen. Es wird angenommen, dass diese eine besonders hohe Relevanz für die Sprecherinnen beziehungsweise Sprecher besitzen. Als besonders interessant werden für die Auswertung auch die Eingangspassagen erachtet, denn diese enthalten die ersten Reaktionen der Interviewten auf die Einstiegsfrage in die Diskussion, ein bewusst gesetzter, provokanter „Grundreiz" (Pollock 1955), welcher die Diskussion in Gang bringt. Hier zeigt sich in der Regel schon, welche Reaktionen spontan durch die Thematik ausgelöst werden und welche Bedeutung und auch Relevanz das aufgeworfene Thema für die Beteiligten hat.

Prinzipiell werden die Gespräche einer fallinternen und einer fallübergreifenden komparativen Analyse unterzogen. Zunächst geht es um eine auf die jeweilige Passage bezogene *formulierende Interpretation* (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 293), dabei soll der Sinngehalt des Gesagten durch Paraphrasierung zusammenfassend wiedergegeben werden. In der Regel erfolgt die Verständigung auf den gemeinten Sinn im Untersuchungsteam. Wichtig sind hierbei Kontextualisierungshinweise, d.h. dieser Analyseschritt erfolgt in der Regel ja nicht blind, sondern auf dem Hintergrund eines breiteren Wissens zum Diskussionsthema und den Diskutierenden. Nach der ersten Interpretation und Verständigung auf den gemeinten Sinn einer Passage wird deren thematische Feingliede-

[52] Durch diese Transkriptionsregeln wird im Text beispielsweise markiert, wann ein Sprecher dem anderen ins Wort fällt, wann jemand lacht, aufstöhnt oder seufzt, so dass durch diese zusätzlichen Informationen die beim Gespräch herrschende soziale Atmosphäre besser erfasst und eine Äußerung kontextualisiert werden kann.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

rung vorgenommen, also danach, welche Oberthemen und welche Unterthemen angeschnitten werden. Dadurch entsteht eine erste Sortierung der aufgeworfenen Themen. Bei der sich anschließenden *reflektierenden Interpretation* (ebd., 295) geht es um die Rekonstruktion der Handlungsorientierungen und Habitusformen: Welche Haltungen werden gezeigt und von der Gruppe geteilt? Innerhalb welcher Horizonte bewegen sich die Sprecher_innen, in welchen Argumenten stimmen sie überein, wovon grenzen sie sich ab? Gibt es Validierungen von einzelnen Argumenten oder werden antithetische Positionen sichtbar? Es geht also parallel zu den Inhalten um die Analyse der Organisation des Diskurses unter dem Aspekt der dabei verwendeten Textsorten. Als gängige Textsorten können Erzählung, Beschreibung, Situationsschilderung/ Beispiel, Argumentation oder Theorie genannt werden. Für die herausgefilterten Positionen werden auch häufig *wortwörtliche Zitate* als Belegstellen ausgewählt. Insgesamt geht es aber nicht um die Zuschreibung von Positionen an einzelne Sprecher_innen, sondern um die Abbildung der zutage tretenden kollektiven Handlungsorientierungen. Die Positionen innerhalb der Gruppe sollen aufgefächert dargestellt sein, von nicht unerheblicher Bedeutung ist auch, welche Konklusion eine Passage erhält: worüber hat sich die Gruppe am Ende verständigt?

Nach der Identifikation von homologen Orientierungsrahmen in einer Passage geht es darum, diese auch in anderen Passagen des Gesprächsverlaufs aufzufinden und schließlich darum, diese Muster auch in anderen Gesprächsrunden zu identifizieren. Letztlich dient diese komparative Analyse, die den gesamten Interpretationsprozess durchzieht, der sogenannten Typenbildung (vgl. dazu detailreich Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 302ff.).

5.5.2.3 Auszug aus den Ergebnissen: Reaktionen auf die Einstiegsfrage

Die Einstiegsfrage in die Diskussion lautete: „Was bedeutet es für Sie als Mann, Soziale Arbeit, also in einem typischen Frauenstudium zu studieren?“ beziehungsweise „Was bedeutet es für Sie als Mann, in einem typischen Frauenberuf zu arbeiten?“

(e) Zwischen Macho und Alternativ-Softie: Die Männer am Beginn des Studiums

Die Gruppe Studierender aus dem ersten Studiensemester (Gruppenkürzel 2.2) besteht aus drei Männern. M ist 24 Jahre alt, war vor seinem Studium als Erzieher tätig. O ist 25 Jahre alt, hat vor dem Studium eine Aus-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

bildung im Bereich Informationstechnologie abgeschlossen und in seinem abgeleisteten Sozialen Jahr den Spaß im Umgang mit Menschen entdeckt. P ist 24 Jahre alt, hat vor dem Studium als Konstruktionsmechaniker im Bereich der Rüstungsindustrie gearbeitet und hatte als Jugendlicher im Bereich evangelische Jugendarbeit Vorerfahrungen in einem sozialen Arbeitsfeld gesammelt und sieht die Aufnahme des Studiums als bewusste Abgrenzung und Distanzierung von seinem bisherigen Beruf. Alle drei Männer sind ledig und ohne Kind (Stichprobenbeschreibung).

P reagiert auf die Einstiegsfrage nach dem Frauenstudium so, dass er bei Studienbeginn gar nicht gewusst habe, dass es sich um einen Frauenberuf handle und sich diese Einsicht erst im Laufe des Studienbetriebs herausgestellt habe, obwohl er von seinen Freunden bereits vor der Aufnahme des Studiums als „Basteltante" desavouiert worden sei. Darüber hinaus sei ja schließlich öffentlich immer vom „Sozialpädagogen" gesprochen worden und in der ihm vertrauten Jugendarbeit hätten auch ausschließlich Männer gearbeitet, so dass er auf den hohen Frauenanteil nicht gefasst gewesen sei. Inzwischen sei es für ihn allerdings nicht nur sehr in Ordnung, dass so viele Frauen mit ihm zusammen studierten, er habe auch kein Problem damit und würde das Argument mit dem Frauenberuf so nicht sehen. Auch O ist nicht davon ausgegangen, dass es sich um eine „Frauendomäne" handle, da es bei ihm schlicht um das Interesse an den Studieninhalten gegangen sei. M dagegen macht deutlich, dass in seinem Herkunftsberuf als Erzieher der Anteil der Frauen sogar noch höher gewesen sei. Außerdem gehe er von einem weiteren Anstieg des Männeranteils in der Sozialen Arbeit aus, wobei er auf entsprechende Diskurse in einem Soziologieseminar hinweist. Demzufolge würden immer mehr Frauen sogenannte Männerberufe, zum Beispiel im Bereich Technik ergreifen und immer mehr Männer auch Frauenberufe (Zusammenfassende Paraphrase zur Eingangssequenz; formulierende Interpretation).

Die Tatsache, dass Soziale Arbeit ein Studium ist, das bundesweit von durchschnittlich 75–80 Prozent Frauen gewählt wird, ist gemäß den Erläuterungen von zwei der Studierenden aus der Gruppe der Erstsemester bei der Aufnahme des Studiums nicht bewusst gewesen, was entweder als etwas naive Haltung gedeutet werden kann oder aber als spontane emotionale Abwehr des Reizbegriffes „Frauenstudium". Möglicherweise kommt hier aber auch die eher oberflächliche Auseinandersetzung mit dem Berufsfeld der Sozialen Arbeit zum Tragen, die Budde als typisch in Bezug auf junge Männer vor der Aufnahme des Studiums beschrieben hat (vgl. Budde 2009, 4) und die auch nach einer einschlägigen Praxiser-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

fahrung nicht notwendig zu einer Differenzierung der Vorstellungen vom Beruf führen. Gravierend erscheint auch, dass P für sich reklamiert, dass sich die Soziale Arbeit für ihn im Praxisfeld der Jugendarbeit auch eher als männliches Berufsterrain präsentiert habe, die Berufsbezeichnung Sozialpädagoge sei schließlich männlich und er habe auch ausschließlich Männer als Protagonisten des Berufs erlebt. Es existieren also, wie von Budde beschrieben, auch bei einigen Teilnehmern dieser Gruppe junger Männer im Vorfeld der Studienwahl eher unklare Vorstellungen vom Beruf, gleichwohl werden sie schon vor dem Start mit dem schlechten Image des Frauenberufs konfrontiert, wofür die Einlassung von P spricht, der sich im Vorfeld der Studienwahl als „Basteltante" desavouiert beschreibt. O schließlich wehrt den Begriff der „Frauendomäne" ab, ein Begriff, der in der Eingangsfrage gar nicht gefallen ist und der darauf hindeutet, dass es ihm in dieser Gesprächssequenz darum geht, eine unterstellte (Definitions-) Macht der Frauen oder auch deren besonderen Anspruch oder ihre besondere Eignung für den Beruf zurückzuweisen. Er begründet seine Wahl mit dem Interesse an Studieninhalten, die aus seiner Sicht wohl als objektiv, im Sinne von geschlechterneutral gedeutet werden müssen. M dagegen reagiert auf den Reizbegriff des Frauenberufs mit einer Kontrastierung: auf seine Erfahrungen als Erzieher rekurrierend kann er das Argument vom Frauenberuf entschärfen, denn sein vorheriges Berufsfeld sei schließlich in noch viel stärkerem Maß von weiblichen Majoritätsverhältnissen geprägt gewesen. An dieser Stelle wird deutlich, dass die Vokabel vom Frauenberuf nicht nur auf der Ebene des Berufsimages oder seiner Inhalte gedeutet wird, sondern offensichtlich und vor allem auf der Ebene der Mehrheitsverhältnisse von Frauen zu Männern (reflektierende Interpretation).

Daran anschließend werden von M und P weitere positive Effekte beschrieben, die ein Studium unter Frauen mit sich bringt, wie im nachfolgenden Auszug aus der Passage deutlich wird (Auswahl der ersten Fokussierungsmetapher).

> M: und ich muss auch wirklich sagen ich war davor auf der Wirtschaftsschule, wo so nur Männer waren und ähm, lieber bin ich hier unter Frauen als nur unter Männern und äh, dass man die ganze Zeit hier seinen Platz sein Revier verteidigen muss gegen andere Menschen oder so andere Männer, finde ich das hier immer ganz angenehm (.)┘

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

P: das stimmt ja (.), dass (.) ah ja, gut o.k., das hat jetzt nichts direkt mit Mann Frau zu tun, aber mir ist auch schon an der Sozial-BOS aufgefallen irgendwie, dass da dass es da in den Klassen ganz anders abgeht und man da nicht so einen Außenseiter hat, der fertig gemacht wird oder so, sondern des ist generell eigentlich viel chilliger der Klassenzusammenhalt ist viel cooler (.) Lehrer sind lässiger (.)┘

M: ja natürlich muss man die Nachteil so unter dem Motto natürlich sind auch haben auch Frauen natürlich ihre Qualitäten grad in Bezug auf (.) Das hab ich in der Erzieherschule gemerkt, ähm, such dir keine Freundin auf der Schule, was natürlich nahe liegend ist, weil am nächsten Tag weiß es jeder und tratscht, also des ist, des ist, es sind diese üblichen Vorurteile (.) mein (.) aber ich denke mir des ist hier ganz angenehm und zweitens auch die die ganze (.) Gesellschaft, es sind ja auch genug Männer hier, also wenn du mal keine Lust hast an einem Tag dich in irgendwelche Frauensachen zu verstricken es immer jemanden mit dem du über das Fußballspiel von gestern labern kannst (.) oder irgendwelche männlichen Sachen raus lassen kannst (.) also ich denke mir so schlimm ist das nicht, dass du da untergehst oder verweiblicht wirst┘

P: oder so, dazu laufen schon genug Proleten rum, des stimmt schon (alle lachen)┘

O: ja und dadurch ist vielleicht auch der Zusammenhalt zwischen den einzeln an Männern hier vielleicht ein bisschen größer als wenn man total in der Masse untergehen würde und so kennt man sich eher noch und ja so ein bisschen persönlich (2.2 S. 5).

Der Erzieher M bringt als einziger bereits Erfahrung im Umgang mit einer Frauenmajorität mit. Hier bezieht er sich zunächst auf seine Erfahrungen in der Wirtschaftsschule, die von Männern dominiert war und er ständig „seinen Platz und sein Revier verteidigen musste“, was er offensichtlich als Stress auslösend in Erinnerung hat. Dass diese Erfahrungen von den anderen Diskutierenden geteilt werden, setzt er dabei als selbstverständlich voraus. Der Männerkontext erscheint hier also als Arena von Status- und Positionskämpfen, eine typische Variante des täglichen „doing masculinity“, auch wenn dies an keiner Stelle so interpretiert oder

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

reflektiert wird. Im Gegenteil. P, der an dieser Stelle M ins Wort fällt, bestätigt zwar die Erfahrungen von M mit den männlichen Rangkämpfen, streut aber dann die Bemerkung ein, das habe nichts mit Männern oder Frauen zu tun. Zusätzlich spitzt er das Szenario noch zu, indem er darauf verweist, dass es in diesen jungendominierten Klassen so zugehe, dass einzelne fertiggemacht und zum Außenseiter degradiert würden. Demgegenüber gehe es in mädchendominierten Klassen – wie hier am Beispiel einer Klasse auf der Berufsoberschule mit sozialer Ausrichtung exemplifiziert – viel entspannter zu, „chilliger", diese Atmosphäre umfasst auch das Lehrpersonal, das „cooler" reagiere und lässiger. Es muss an dieser Stelle offen bleiben, weshalb der Sprecher keinen Zusammenhang zur Genderthematik herstellen mag. Es könnte sich um die Annahme handeln, dass auch unter Frauen Rang- und Positionskämpfe auf der Tagesordnung stehen oder auch um eine generelle Abwehr der Genderthematik. Letzteres wird an späterer Stelle der Diskussion noch validiert werden (formulierende Interpretation).

M kommt in unmittelbarer Reaktion auf P zunächst auf die Nachteile zu sprechen, die ein Frauenkontext aufweist, er attestiert den Frauen zwar die vorgenannten „Qualitäten" – womit wohl ihre positive Funktion in Bezug auf das soziale Klima gemeint ist – springt dann aber gedanklich auf den Aspekt der Partnerinnenwahl, welche für den Mann nur allzu leicht zum sozialen Fiasko gerät. Durch die den Frauen attestierte Klatschsucht riskiert der Mann den sozialen (Burg) Frieden mit den anderen Kommilitoninnen, eine kritische Situation, die es zu vermeiden gilt. May (2007) hat in seiner Studie ähnliche Sichtweisen unter männlichen Studierenden beobachtet und daraus abgeleitet, dass sich die männlichen Studierenden aus diesem Grund auch erotisch weitgehend passiv verhielten (vgl. May 2007, 21).

Wiederum erscheint die Gruppe der anderen männlichen Studierenden als rettender Fixpunkt: wenn man sich nicht in Frauensachen „verstrikken" möchte, gibt es Gleichgesinnte, mit denen man über Fußball sprechen und auch andere „männliche Sachen raus lassen" kann. Fußball ist nach Meuser (2008) ein Männlichkeitsspiel par excellence, es wird überwiegend von Männern gespielt und von Männern geguckt. Im Gespräch über Fußball wird Männlichkeit her- und dargestellt, ein Grundmuster männlicher Vergemeinschaftung eingeübt (vgl. Meuser 2008, 115). An dieser Stelle wird evident, wie vordringlich über solche Alltagsrituale die Männlichkeit der Studierenden kompensiert und restituiert wird. Dass es der Kompensation und Restituierung einer zumindest latent bedrohten

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Männlichkeit bedarf, wird vollends an der Stelle evident, als M anfügt, dass es ja nicht so schlimm sei, dass man(n) „untergehe oder verweiblicht werde“ (reflektierende Interpretation).

P wirft dazu ein, dass für den „Männertalk“ ja genügend „Proleten“ rumlaufen. Zum einen verweist er damit darauf, dass die Gruppe der Männer wohl ausreichend groß ist, um diesen sozialen Rückzugsraum und die soziale Bestätigungsfunktion zu garantieren, allerdings deutet die Verwendung des Begriffs „Proleten“ auch auf eine gewisse Distanzierung, zumindest eine Distinktion innerhalb der Gruppe der Männer hin. Wie an späterer Stelle des Gesprächs noch deutlich werden wird, geht es vor allem um eine Differenzierung in akzeptable und nicht akzeptable Männlichkeiten, die im Studium sehr wohl beobachtet werden und jenseits des vorangegangenen Arguments um den besseren Zusammenhalt der Gruppe der Männer (reflektierende Interpretation).

Die konkrete empirische Erfahrung mit dem hohen Frauenanteil im Studium wird also von allen drei Diskutierenden übereinstimmend positiv gewendet, wobei zunächst die bessere, weil konfliktärmere soziale Atmosphäre ins Feld geführt wird, die zum einen dadurch zustande käme, dass weniger soziale Ausgrenzungen auftreten und zum anderen durch den entspannteren, „cooleren“ Habitus der Lehrenden. Die kompetitive Praxiserfahrung der Männer im homosozialen Kontext, mit der M diese Sequenz einleitet, deckt sich völlig mit der Argumentation von Meuser, der diese als festen habituellen Bestandteil des „doing masculinity“ beschreibt (vgl. Meuser 2009, 163). Andererseits bietet die Gruppe der Männer im Studium den einzigen Schutz und Rückzugsraum, um „Männersachen zu bereden“ und nicht zu „verweiblichen“. Diese letzte Aussage deutet sehr stark darauf hin, dass sich die Männer nicht bewusst, aber sozusagen subkutan sehr wohl vom weiblichen Antlitz und den weiblich konnotierten Inhalten des Berufs in ihrer Männlichkeit bedroht fühlen. Zur Rückversicherung der eigenen Männlichkeit bedarf es dann der Männergruppe, der selbstverständlichen Interaktion unter Männern und des Männergesprächs. Dieser Bedarf an „doing masculinity“ schweißt auch offensichtlich die Gruppe der Männer zusammen, erhöht die Gruppenkohäsion und die Bedeutung des homosozialen Kontextes für die einzelnen Männer.

Distinktionen und Hierarchisierungen unter jungen Männern gehören aber nicht nur zu den Imperativen der männlichen Selbstdarstellung (vgl. Brandes/Bullinger 1996 und Schnack/Neutzling 2006), sie reproduzieren

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

letztlich die hegemoniale Männlichkeit. Dieser analytische, theoretische Aspekt ist im Diskurs unter den Studierenden nicht präsent, trotzdem erscheint ihnen Männlichkeit offensichtlich als etwas Brüchiges, das unter „hegemonialer Weiblichkeit" (vgl. Kontos/May 2007) leicht in Gefahr der Effeminierung gerät, was auch durchaus als bedrohlich erlebt wird und in der Einlassung von M " … nicht untergehst oder verweiblicht wirst" kulminiert (reflektierende Interpretation).

(f) Maskulines Selbstverständnis als „besonderer Mann":
Die Männer am Ende des Studiums

In dieser Gruppe diskutieren fünf Studenten aus dem siebten und somit das Studium abschließenden Semester. A ist 32 Jahre alt, ist ledig, lebt aber mit seiner Partnerin zusammen und war vorher Berufsmusiker. B ist 23 Jahre alt und ledig, hat bisher keinen Beruf erlernt und lebt in einer Wohngemeinschaft. C ist 24 Jahre alt und ledig, hat bisher auch keinen anderen Beruf erlernt und lebt bei seiner Mutter. D ist der älteste in der Gruppe, 33 Jahre alt und ledig, er hat vor der Aufnahme eine Berufsausbildung als Kommunikationsdesigner abgeschlossen und Mühe gehabt, eine dauerhafte Anstellung zu finden. E ist 26 Jahre alt und ledig, arbeitete vor dem Studium als Erzieher und lebt bei den Eltern (Stichprobenbeschreibung).

Auf die Frage nach dem Frauenstudium beziehungsweise Frauenberuf reagieren die Studenten zunächst und übereinstimmend mit herunterspielenden und entdramatisierenden Statements. Das Geschlecht als Alleinstellungsmerkmal wird als nicht plausibel anerkannt. Geschlecht sei schließlich nur eines von vielen Merkmalen, die das Arbeitsfeld und die Identität der professionell Tätigen kennzeichne. Dass dieses Studium in der Mehrheit von Frauen gewählt wird, hält beispielsweise D für einen „profanen" Aspekt, eine Tatsache, die überbewertet sei und schließlich gäbe es ja doch genügend Männer, die auch Soziale Arbeit studierten. Der Verweis auf die Gruppe der anderen studierenden Männer bleibt auch für die Männer im Abschlusssemester ein wichtiger Referenzpunkt, eine Art Rückversicherung, dass ein Frauenstudium auch für Männer legitim sein kann (Zusammenfassende Paraphrase der Eingangssequenz; formulierende Interpretation und anschließend Auswahl der ersten Belegstelle).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

> D: Mhm, äh, ich finde, das ist ein ganz profaner Aspekt. Es wird ja so gesagt, dass man als Mann bessere Möglichkeiten hat als als Sozialpädagogin, äh, weil natürlich Angebot und Nachfrage, alles was selten ist, ist eher gefragt, mhm, ob gerecht oder nicht gerecht lass ich jetzt mal dahingestellt. Aber ich finde Soziale Arbeit, mhm, als Studium für einen Mann, äh, sehr bereichernd, weil eben gerade diese Fähigkeiten, wie Empathie, das Zuhören oft nicht so ausgeprägt sind beim Mann, sind eher feminine Eigenschaften und das ist ne gute Kombination, es hat so beides eigentlich (2.5 D, 5).

Männer in der Sozialen Arbeit besitzen nach D einen gewissen Seltenheitswert, den sie nach den Regeln der Marktgesetze aus der Ökonomie, im Verhältnis von Angebot und Nachfrage in bessere Jobchancen ummünzen können. Der Mann in der Sozialen Arbeit erscheint also als knappe und deshalb kostbare Ressource. Auch wenn hierzu unmittelbar die Frage nach der Gerechtigkeit dieser positiven Diskriminierung nach Geschlecht aufgeworfen wird, wird keine persönliche Beteiligung an diesen gesellschaftlichen Verhältnissen gesehen und obwohl sich die Männer bereits am Ende des Studiums befinden, bleibt eine diesbezügliche gesellschaftskritische Bemerkung aus. Demgegenüber wird hervorgehoben, dass die persönliche Entwicklung als Mann eher von der Spektrumserweiterung in Richtung des weiblichen Verhaltensrepertoires profitiert, weil dadurch letztlich keine Gefährdung von Männlichkeit stattfindet, sondern eine Ergänzung der herkömmlichen Männlichkeit um einige als positiv bewertete weibliche Eigenschaften (formulierende Interpretation, Fortsetzung der Paraphrase und Auswahl der nächsten Fokussierungsstelle).

Es folgt ein Statement von E, in dem er sich nicht weiter auf D bezieht, sondern vielmehr seine eigene Position zur Einstiegsfrage verdeutlicht.

> E: . . . ich hab den als durch meine Ausbildung, mein Tun in der Sozialen Arbeit nie unter dem Aspekt, dass da so viele Frauen sind assoziiert. Es is halt so, aber ich denk halt, wenn ich in anderen Berufen bin, dann sind wieder andere Gruppen oder so, also, ähm, ich hab mich damit noch nie so beschäftigt. Aber es ist immer so, dass es eher dem Mann hingetragen wird, der Mann wird immer gefragt, wie fühlst du dich mit den Frauen, wie ist das als Mann? Was weiß

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

> ich, wie ist das als Mann? Ich bin hier als Persönlichkeit. Ich denk die Leute ham immer so'n Bild von nem Mann in der Sozialen Arbeit und ähm, das Problem ist, dass man sich mit dem auseinandersetzen muss, auch wenn man persönlich diese Diskussion leid ist oder kein Problem hat … ich fand's immer nett, dass viele Frauen um mich rum sind, mein Gott, man is ja noch jung und, äh, o von dem her ist es interessant" (2.5 E, 6).

Gleich zu Beginn des Statements stellt E klar, dass er seine Tätigkeit nie als Frauentätigkeit begriffen habe, Frauen sind im Studium oder in seinem Tätigkeitsfeld Sozialer Arbeit keine soziale Bezugsgruppe, der Aspekt einer weiblich konnotierten Tätigkeit kein Referenzrahmen. In anderen Berufen, die nicht weiter spezifiziert werden, habe man es auch mit verschiedenen Gruppen zu tun. Geschlecht, das wird an dieser Stelle deutlich, wird als eines unter zumindest mehreren, gleichrangigen Gruppenmerkmalen postuliert. Damit wird dem Geschlechterargument zunächst einmal die Brisanz genommen, zumindest dessen Relevanz gemindert. E habe sich auch bisher noch nicht mit diesem Aspekt beschäftigt – was in Anbetracht des fortgeschrittenen Studienabschnitts mit Pflichtmodulen im Bereich Gender eher unwahrscheinlich klingt – auch das zeigt seine Haltung, die Bedeutung des Geschlechterarguments zunächst vor allem herunterzuspielen. Unmittelbar danach ändert sich der Grundton, wird aggressiver. Immer sei es der Mann, dem man diesen Diskurs zumute, der Mann müsse Stellung nehmen. Schließlich folgt das etwas verblüffte Eingeständnis, selber unter diesem Aspekt nichts über die eigene Befindlichkeit sagen zu können. Sich selber als vergeschlechtlichte Identität zu begreifen erscheint nicht nur irrelevant, sondern als von außen aufoktroyiert. Der Sprecher zieht sich sodann auf die Position zurück, sich als Individuum und nicht als Geschlechtswesen zu begreifen. Für E geht es in diesem aufgezwungenen Diskurs um stereotype Bilder von Männern in der Sozialen Arbeit, die mit ihm persönlich nichts zu tun haben. Die Konfrontation mit diesen Stereotypen wird ihm zugemutet und er ist diese Diskussion leid. Für ihn wird künstlich ein Problem geschaffen, das vorher für ihn nicht existiert hat. Schließlich beendet er seine Argumentation mit der Bemerkung, er habe es immer „nett" gefunden, viele Frauen um sich zu haben, man sei ja noch jung und die Tatsache dadurch interessant. Somit führt er sich zuletzt doch noch als geschlechtliches Wesen ein, aber unter einer spezifisch fokussierten Perspektive: als

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

fraglos heterosexuell orientierter junger Mann ist die Anwesenheit von Frauen interessant. Die Geschlechterfrage scheint für ihn einzig unter diesem Aspekt der als selbstverständlich gesetzten heterosexuellen Partnerwahlperspektive zulässig (formulierende Interpretation, anschließend reflektierende Interpretation).

Die Position von Männern als deutlich sozial wahrgenommene Minderheit, als „Token Men" in der Sozialen Arbeit, wird von der Gruppe aus dem siebten Semester im weiteren Diskussionsverlauf deutlich zurückgewiesen und als Zumutung empfunden. Der Mann in der Sozialen Arbeit fühlt sich als normaler Mann und eher als positive Ausnahmeerscheinung unter den Männern. Geschlechterdiskurse werden als lästig und überflüssig empfunden, die durch die Eingangsfrage initiierte „Problemsicht" wirkt aus Sicht der Gruppe unangemessen und übertrieben. Eine an das Geschlecht gebundene Identität wird bestritten, Probleme die aus der Zugehörigkeit zu einer Genusgruppe herrühren, werden negiert. Offensichtlich geht man innerhalb der Gruppe von einer Art inneren Kernidentität aus, welche die „Persönlichkeit" ausmacht und die von einer äußeren sozialen Rolle deutlich getrennt werden kann und muss. Das dabei immer wieder auftauchende Bild, vom Kreis der vielen Frauen, in deren Mitte sich der Mann befinde, kreiert ein anthropozentrisches Situationsbild. Zusätzlich wird eine erotische Komponente im Verhältnis zu Frauen eingeführt. Das Tätigkeitsfeld wird letztlich also sehr wohl geschlechtlich aufgeladen, allerdings wird dabei auf eine einzige Dimension des Geschlechterverhältnisses rekurriert, das der erotischen heterosexuellen Anziehung. Ähnliche Tendenzen sind ja bezogen auf das Berufsfeld der Krankenpflege bereits nachgewiesen worden (vgl. Ummel 2011) (reflektierende Interpretation, Fortsetzung mit Paraphrase und Auswahl der nächsten Fokussierungsstelle).

C bekräftigt E's Position dann auch vor allem in dem Punkt, dass es sich um eine rein intellektuelle und wohl von Frauen aufoktroyierte Gender-Diskussion handle.

> C: Also ich halt's auch für komplett überbewertet, das Thema, jaaaa Männer in der Unterzahl und Frauenberuf und blablabla. Das mag schon theoretisch so stimmen, im Endeffekt, darauf kommt's ja nicht an. Denn schließlich geht's ja nicht darum, ob du nen Männerberuf oder nen Frauenberuf machen willst. Es geht ja drum, ob du dieses Fach studieren willst, weil's dich interessiert. Und nicht mehr

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

> und nicht weniger. Und das ganze Drumrum ist im Endeffekt künstlich aufgebauscht und sollte gar nicht so in der Form stattfinden. (2.5 C, 6).

Auch C versucht also, den durch die Einstiegsfrage provozierten Aspekt der vergeschlechtlichten Arbeit und die durch eine gegengeschlechtliche Studienwahl möglicherweise induzierte Spannung bezüglich der Minderheitenposition im Geschlechterverhältnis zu entdramatisieren. Das Thema sei überbewertet und der gesamte Diskurs schlicht eine Sprechblase: Blablabla. Das Argument vom Frauenberuf stellt er nicht in Frage, es habe aber keine Relevanz. Denn es komme nicht darauf an, sich ein einem geschlechtstypischen Berufsfeld zu bewegen, sondern um die konkreten Studieninhalte, um die konkreten im späteren Beruf geforderten Fähigkeiten und Fertigkeiten, die diesen Beruf ausmachen. Der praktische Diskurs dazu ist deshalb von Anfang an künstlich erzeugt und auch übertrieben und wird von C abgelehnt. Das Statement endet mit einem normativen Appell an eine Beendigung dieses Diskurses (formulierende Interpretation).

Die Passage liefert wohl einige Hinweise, wie konfliktgeladen die Studenten die alltägliche Auseinandersetzung im Studium und zwar auf der Ebene der geschlechterkritischen Diskussionen in den Lehrveranstaltungen, aber auch auf der Ebene der persönlichen Auseinandersetzung und Positionierung im Geschlechterverhältnis erleben. Das „politische Klima“ an der Hochschule scheint dabei eher belastend als anregend empfunden zu werden.

Das Statement von C verweist zudem auf eine Divergenz zwischen theoretischer Analyse beziehungsweise Interpretation und konkreter empirischer Erfahrung der männlichen Minderheitenrolle im Studium. Der Begriff Frauenberuf wird als schlichtes, statistisch fixiertes Zahlenverhältnis der im Berufsfeld tätigen Frauen im Verhältnis zu den dort tätigen Männern definiert und nicht als geschlechtsspezifisch in seinen Inhalten konnotiert begriffen. Die beruflichen Inhalte werden also ihrer geschlechtersymbolischen Konnotierung enthoben und die Soziale Arbeit damit zu einem geschlechterneutralen Berufsfeld erklärt (reflektierende Interpretation).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

(g) Die Männer bewegen sich, aber die Frauen nicht:
Die Männer am Berufsstart

Die Gruppe besteht aus drei jungen Teilnehmern, die ebenfalls im Bereich der Kinder- und Jugendarbeit in derselben Einrichtung tätig und erst seit relativ kurzer Zeit im Beruf sind. A ist 31 Jahre alt, arbeitet seit sieben Jahren an der Stelle, ist verheiratet und hat ein Kind. Er kommt direkt nach der Schule zum Studium. F ist 29 Jahre alt Jahre alt, verheiratet und hat vor dem Studium den Beruf des Einzelhandelskaufmanns erlernt und auch einige Jahre als solcher gearbeitet. Er ist seit einem Jahr auf der jetzigen Stelle.

O ist 29 Jahre alt, studierte direkt nach Abschluss der Schule Soziale Arbeit, ist inzwischen verheiratet und hat zwei Kinder. Er ist seit zwei Jahren in der Einrichtung tätig und kennt A bereits vom Studium her (Stichprobenbeschreibung).

Die Gruppe reagiert auf die Einstiegsfrage überhaupt nicht gereizt, setzt vielmehr das Wissen um die Frauendominanz in Studium und Beruf als „common sense", also als gegeben und nicht weiter diskussionswürdig voraus. O reagiert auf die Einstiegsfrage, indem er gleich auf sein Frauenbild eingeht und einräumt, er hätte zu Beginn des Studiums schon Befürchtungen gehegt, dass er im Studium auf sehr viele Frauen und nur wenige Männer treffen würde, die er als „alternative Hippies" kategorisiert und von denen er sich strikt abgrenzt. A teilt diese Befürchtung und beschreibt die „Hippie-Männer" dann so (Zusammenfassende Paraphrase zur Eingangssequenz; Auswahl der ersten Belegstelle).

> A: Da hatte ich wiederum die Befürchtung, dass da ganz viele aus der alternativen (lachen) furchtbaren Hippieszene sind und das hat sich leider dann auch bestätigt also (.) jetzt weiß nicht, des waren halt ganz viele, die so, wo du halt gesagt hast, mein Gott, die sind jetzt Mitte 20 und ähh (.) laufen immer noch mit Che Guevara T-Shirt rum und äh, haben Dreadlocks bis zum Hintern und müssen sich möglichst auffällig kleiden um (.) was auch immer damit zu erreichen (.) bei den Mädels hab ich ehrlich gesagt ne bunte Mischung erlebt allerdings (.) einfach auch, weil's so viele waren also ⌟
>
> F: ja stimmt ⌟
>
> A: wir hatten einfach Kurse, da war man, ich hatte zum Beispiel kooperative Abenteuerspiele im ersten Semester (lachen), des war

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

> immer zum Scherzen im Freundeskreis, weil wenn irgendwelche Vertrauens- und Körperkontaktspiele, ich als einziger Mann mit 22 Frauen, ähm, war schon immer so (.) zumindest was, worüber man gesprochen hat (1.4, 6–7).

Die Gruppe assoziiert die Einstiegsfrage ad hoc mit den Erfahrungen im Studium und geht zunächst nicht auf die Erfahrungen im aktuellen Arbeitskontext ein. Alle drei Männer teilen die Erfahrung, im Studium zu einer Minderheit gehört zu haben, oft sogar der einzige Mann in einer Gruppe von Frauen gewesen zu sein. A spricht in diesem Kontext etwas diminutiv von „Mädels" und nicht von jungen Frauen, deren individuelle Vielfalt er als „bunte Mischung" beschreibt. A nimmt also von Anfang an eine große Bandbreite verschiedener Frauentypen wahr, problematisch erscheinen ihm aber wohl vor allem die im Studium angetroffenen Männer, die einer alternativen Geschlechterrolle zugeordnet werden können. Diese alternativen Männer, die hier als „Hippies" tituliert werden und die durch eine von herkömmlichen Männern abweichende Haartracht und Bekleidung auffallen, evozieren gleich von Anfang an eine deutliche Abgrenzung von Seiten von A, anschließend aber auch von den übrigen Diskussionsteilnehmern. Durch den Hinweis auf die mangelnde Altersadäquatheit der Selbstdarstellung der als Hippie etikettierten Männer schimmert beim Sprecher die Auffassung durch, dass das Erproben einer alternativen, abweichenden Männlichkeit in einer bestimmten, jugendlichen Altersphase wohl akzeptabel erscheint, nicht mehr dagegen im Alter von Mitte zwanzig Jahren. Am Ende der Textpassage wird zur Veranschaulichung der frauendominierten Studiensituation das Beispiel eines erlebnispädagogischen Seminars gewählt, bei dem sich der Sprecher als einziger Mann unter Frauen befindet, wobei das Exzeptionelle, das wohl die Wahl des Beispiels hervorruft, offensichtlich darin besteht, dass innerhalb dieser Lehrveranstaltung Vertrauens- und Körperkontaktspiele eingesetzt wurden, so dass explizit die Körperlichkeit der Studierenden im Zentrum stand und kein theoretischer oder methodischer Diskurs. Der Sprecher macht überdies deutlich, dass diese Situation schon häufiger im Kontext seines Freundeskreises thematisiert wurde und dort offenbar Stoff für nicht weiter ausgeführte Situationsinterpretationen und Fantasien liefert (formulierende Interpretation, anschließend reflektierende Interpretation).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Der Sprecher lenkt den Blick im gewählten Situationsbeispiel nicht zufällig auf die Körper von Frauen und den Körper des Mannes „allein unter Frauen". An dieser Stelle wird der durch Dichotomisierungsregeln geleitete Blick des Sprechers auf die Körper als Träger von Geschlecht evident. Die kognitive Herstellung von Geschlechterdifferenz passiert im alltäglichen Sehen unter Einhaltung von Dichotomisierungsregeln, die „spontan und präreflexiv" befolgt werden (vgl. Villa 2006, 99). In der Spannung dieser Dichotomie zwischen weiblich und männlich werden Körper zu sexuellen Objekten des heterosexuellen Begehrens. Eine mögliche Interpretation wäre nach Villa also, dass der Sprecher durch seinen Blick auf die Körper eine erotische Aufladung einer alltäglichen Studiensituation indiziert und damit die weiblichen Majoritätsverhältnisse auf eine andere Ebene transferiert und damit im männlich-patriarchalischen Referenzsystem unter Umständen auch zurechtrückt. Auffallend ist an dieser Stelle die semiotische Parallele zu den Studierenden aus dem ersten beziehungsweise siebten Semester, nur dass die Haltungen in dieser Gruppe nicht mehr so offen sexistisch anmuten (reflektierende Interpretation, anschließend Fortsetzung mit der zusammenfassenden Paraphrase der nächsten Sequenz).

F bestätigt anschließend A in der Wahrnehmung einer weiblichen Majorität im studentischen Alltag, indem auch er Lehrveranstaltungen nennt, innerhalb derer er der einzige Mann unter Frauen gewesen sei. Ihn haben allerdings die dort zutage tretenden sehr traditionellen und überkommenen Selbstkonzepte und Einstellungen der Studentinnen „schockiert" (Auswahl der nächsten Belegstelle).

> F: wobei, also vom Frauenbild her, des war, also was mich jetzt so n bissel schockiert hat zum Teil, Frauen mit nem (.) vorsteinzeitlichen Denken dann da auch vertreten sind, weil ich mir eigentlich gedacht hab, so im sozialen Bereich ist man dann doch etwas emanzipierter und wenn ich dann als Mann auf einmal sagen muss, ähm, man kann auch als Mann ein Kind erziehen, dass ich dann gleich so Buhrufe ernte (.) so ungefähr, also dieses, dass man kann sich als Mann auch um ein Baby kümmern, nein, das Kind muss bei der Mutter bleiben, das ist das Beste (.), wo ich dann einfach denk, hm (.) naja, also des, also des hat mich schon überrascht, ich hab gedacht des wär da auch ein bisschen (.) emanzipierter (1.3, 7).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

In den Eingangsstatements wird übereinstimmend eine große Vielfalt von Frauentypen konstatiert, wobei das breitere Spektrum unter den Frauen quantitativ begründet wird, es sind einfach mehr Frauen da und schon dadurch ist eine größere Variationsbreite wahrscheinlich. Spontan wird auch eher ein bestimmter Männlichkeitstypus als die weiblichen Majoritätsverhältnisse im Studium problematisiert, an dieser Stelle aber erscheint nun doch auch ein Teil der Kommilitoninnen negative Reaktionen in der Gruppe der erst seit kurzem im Beruf positionierten Männer hervorgerufen zu haben. Geschildert wird eine Situation in einer Lehrveranstaltung, bei der der Sprecher die Meinung vertreten hat, ein Mann beziehungsweise Vater könne prinzipiell genauso gut für ein Kind sorgen und es erziehen wie eine Frau beziehungsweise Mutter. Daraufhin erntet er wütende Proteste der anwesenden Studentinnen und wird „ausgebuht". Die Studentinnen beziehen eine zu ihm konträre Position, wonach nur die Mutter als primäre Bezugsperson für ein Kind, zumal ein kleines Kind oder einen Säugling in Frage käme. Der Sprecher beschreibt sich als überrascht und schockiert. Er attestiert den Studentinnen ein „vorsteinzeitliches Denken". Indirekt wird klar, dass sich der Sprecher in seinem Selbstverständnis als modern denkender Mann angegriffen fühlt. Offensichtlich geht er davon aus, dass Männer genau wie Frauen Familienarbeit leisten können und auch wollen. Diese modernisierte Auffassung von Geschlechterrollen hat er a priori bei den Frauen seiner Generation und bei Frauen mit denselben Studieninteressen vorausgesetzt und fühlt sich nun auch in dem Bild getäuscht, welches er sich zuvor von den studierenden Frauen gemacht hat. Offen bleibt zunächst, ob dieses Erlebnis auch nachhaltigere Folgen in Bezug auf sein Denken über Geschlechterrollen gehabt hat, also sowohl bezüglich seiner Eigenattribuierung als Mann als auch seine Fremdattribuierungen der Frauen (formulierende Interpretation, Fortsetzung mit zusammenfassender Paraphrase der anschließenden Textsequenz).

A ergänzt die Erlebnisse von F, indem er feststellt, dass sich Männer aus der Sozialen Arbeit nicht nur unvermittelt in der Rolle eines „Frauenrechtlers" wiederfänden, sondern auch als Experte für typische Frauenbelange wie eine Schwangerschaft. Er schildert, wie er auf einer privaten Party mit seinen Ausführungen zu möglichen perinatalen und postnatalen Komplikationen einer Geburt gegenüber einer Schwangeren für absolute Verblüffung gesorgt habe, die solches Wissen nicht von einem Mann erwartet hätte oder zumindest nicht, dass ein Mann solches Wissen auch öffentlich artikuliert. Daran anschließt sich seine Reflexion, dass es durch

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

die besonderen Arbeitsinhalte in der Sozialen Arbeit „zwangsläufig" zu einer Veränderung des eigenen Rollenbilds käme und die eigene Rolle wiederum „zwangsläufig" angepasst werden müsse. Der zweimal hintereinander verwendete Begriff „zwangsläufig" unterstreicht, dass es aus der subjektiven Sicht des Sprechers keine Alternative zur beschriebenen Rollenadaption gibt. Eine Veränderung des Selbst- und Rollenbildes als Mann sind konsequente Folge der spezifischen, weiblich konnotierten Rolleninhalte im Studium beziehungsweise Beruf Sozialer Arbeit (zusammenfassende Paraphrase; formulierende Interpretation).

Deutlich wird an dieser Stelle der Diskussion außerdem, dass aus der Perspektive der Gruppe die Soziale Arbeit nicht nur als Frauenberuf etikettiert wird, weil dieser Beruf nach wie vor mehrheitlich von Frauen ausgeübt wird, sondern auch dessen Inhalte weithin weiblich konnotiert waren und bleiben. Dies gilt besonders für Themen- und Problemfelder in der Sozialen Arbeit, die mit den herkömmlichen weiblichen Reproduktionsbereich assoziiert sind, wie Schwangerschaft und das Gebären von Kindern, die Fürsorge für Babys und die Erziehung von Kleinkindern. Das professionelle Handeln in diesem Feld Sozialer Arbeit setzt weiterhin entsprechende „weibliche" Fähigkeiten und Fertigkeiten voraus, allerdings gibt es auch Facetten der Sozialen Arbeit, die männlich konnotiert sind und deshalb den Einsatz von Männern nicht nur plausibilisieren, sondern unumstößlich notwendig machen. Viel zitiertes Beispiel dazu ist in dieser, wie auch in den anderen Diskussionsrunden die soziale Arbeit mit Jungen und jungen Männern. Festzuhalten bleibt an dieser Stelle, dass die aktualisierte Berufsrolle und deren Inhalte aus Sicht der Gruppe auf das Selbstverständnis der Männer zurückwirken und eine ständige Auseinandersetzung und Reflexion der eigenen Rolle bewirken und letztlich – „zwangsläufig" – zu einer Modifikation des männlichen Selbst- und Rollenverständnisses führen (reflektierende Interpretation). Diese Männer wirken allerdings in keiner Weise verunsichert, wenn sie über ein weiblich konnotiertes Wissen verfügen und dieses auch veröffentlichen beziehungsweise sich in einem weiblichen Berufsfeld bewegen. Im späteren Verlauf der Diskussion wird deutlich, dass die jungen Sozialarbeiter ihre Rolle vor allem gegenüber weiblichen und männlichen Jugendlichen darin sehen, eine neue und modernisierte Männlichkeit möglichst authentisch vorzuleben und dabei weibliche Eigenschaften in deren patriarchalische Männlichkeits-Konzepte zu transponieren. Dies geschieht beispielsweise durch bewusste Rekodierungen, indem herkömmlich männliche Maxime, wie das „Starksein" inhaltlich neu gefüllt werden, so dass stark-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

sein bedeutet, in Haushaltstechniken bewandert und damit autonom vom Beitrag der Frauen zu sein. Autonomie wiederum gilt im Konzept der hegemonialen Männlichkeit als zentrale Prämisse von Männlichkeit (reflektierende Interpretation).

(h) Männer und Frauen als komplementäre Elemente im Beruf: Die langfristig berufstätigen Sozialarbeiter

Die Gruppe besteht aus fünf Männern, die bei der Stadt M. angestellt und alle im Bereich der Jugendhilfen beschäftigt sind.

A ist 61 Jahre alt, seit 34 Jahren in der Sozialen Arbeit und derzeit in Vollzeit als Mitarbeiter in der Jugendhilfe tätig, verheiratet und lebt mit Partnerin und Kind zusammen. Vor dem Studium war er als Krankenpfleger ausgebildet worden und hatte zwei Jahre lang bei der Bundeswehr als solcher gearbeitet. Jetzt steht er kurz vor seiner Verrentung. B ist 29 Jahre alt, hatte ebenfalls vor Aufnahme des Studiums eine Krankenpflegeausbildung absolviert, aber dann nicht in dem Beruf gearbeitet. Er ist erst seit einem Jahr als Sozialarbeiter in Vollzeit tätig ebenso wie A in der Jugendhilfe als Mitarbeiter. Er lebt mit seiner Partnerin zusammen. C ist 56 Jahre alt, hatte vor dem Studium eine Ausbildung als Beamter im mittleren Dienst absolviert und auch einige Jahre in dem Beruf bei der Bundespost gearbeitet. Seit 24 Jahren ist er als Sozialarbeiter und nach jahrelanger Leitungsfunktion inzwischen Mitarbeiter von E. Er arbeitet in Vollzeit und lebt mit seiner Partnerin zusammen. D ist 49 Jahre alt, war vor dem Studium als Hochbaufacharbeiter ausgebildet worden, hat dann aber nicht in dem Beruf gearbeitet. Seit 19 Jahren ist er in der Sozialen Arbeit tätig, momentan als Leitung in der Jugendhilfe und in Vollzeit beschäftigt. Er ist verheiratet und lebt mit Partnerin und Kindern. E ist 46 Jahre alt, ist vor dem Studium zum Bauzeichner ausgebildet worden und hat einige Jahre in einem Ingenieurbüro gearbeitet. Inzwischen ist er seit 19 Jahren in der Sozialen Arbeit, aktuell in Vollzeit beschäftigt und Fachbereichsleiter. Er lebt mit seiner Partnerin und einem Kind zusammen (Stichprobenbeschreibung).

Als Reaktion auf die Einstiegsfrage wird der Begriff Frauenberuf von E gleich auf die die Geschlechterverhältnisse in der eigenen Einrichtung, dem Referat X, gemünzt und festgestellt, dass hier der Anteil von Männern zu Frauen auf der Mitarbeiterebene in etwa bei 60 zu 40 Prozent läge. Allerdings machen andere in der Runde darauf aufmerksam, dass es im Bereich Kinderkrippen und Kindertagesstätten Frauenanteile von na-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

hezu 90 bis 100 Prozent gäbe. E weist diesen „permanenten" Hinweis auf die Geschlechterverteilung, der für ihn wohl erneut durch die Einstiegsfrage provoziert wird, dieses „ständige Gendern" als lästig und kleinlich zurück. Mit Sprachregelungen, die eine Nennung des Weiblichen zur Norm erheben, habe er Probleme. Er gehe davon aus, dass Frauen, die „fest im Leben stehen" solches Gebaren nicht nötig hätten und unnötige Verkomplizierungen geschaffen würden. A korrigiert E in einem Punkt seiner Ausführungen, als er anmerkt, dass die Zahlenverhältnisse in der eigenen Behörde sich wohl wie zuvor erwähnt verhielten, allerdings sehe er auch Tätigkeitsfelder, wie etwa die Streetwork, welche stark von Männern dominiert würde und gerade in seiner eigenen beruflichen Anfangszeit und speziell bei der Arbeit mit Straßenrockern ausschließlich von Männern besetzt war. Inzwischen gebe es sicher Bereiche, innerhalb der die Frauen- und Männeranteile ausgeglichen wären und nur noch vereinzelt Bereiche, in denen die Frauenanteile überwiegen, zum Beispiel im Heimbereich. D verweist darauf, dass er in seinem Bereich der Jugendhilfe sehr auf eine geschlechterparitätische Besetzung der Teams achte, weil es ja schließlich darum gehe, gesellschaftliche Realitäten abzubilden und sich Frauen und Männer in der Arbeit gut ergänzen. Dann bestätigt D seinen Vorredner E in dem Punkt, dass auch er die Beachtung sprachlicher Regelungen lästig empfinde, dies aber inzwischen automatisch ablaufe. Ein tatsächliches Problem sieht er weniger in der Sprachregelung, als in einem Ungleichgewicht auf der Führungsetage zugunsten der Frauen (zusammenfassende Paraphrase der Eingangssequenz; formulierende Interpretation, anschließend Auswahl der ersten Belegstelle).

D: *ich hätte da jetzt angeschlossen oder gleich direkt danach (.) mein Bereich also im ( ) generell vielleicht bei uns noch mal im Speziellen dass die Besetzung der Teams ausgewogen sind, also paritätisch (.) das war schon immer ein Ansatz ein Anliegen von uns, dass wir wollen, dass genauso viel Männer wie Frauen in den einzelnen Gruppen also in den einzelnen Teams arbeiten (.) zum Einen weil sie sich gut ergänzen, zum Anderen geht's mir persönlich auch immer darum, dass gesellschaftliche Realitäten abzubilden, das natürlich auch im stationären Bereich (.) und (.) ich find es auch aufwändig, wie du (Blick zu E) des beschreibst, ständig an die einzelnen Formulierungen zu denken aber das läuft bei mir mittlerweile automatisch, schließlich bin ich auch gegendert und gut fortgebildet und mach mir da auch keinen großen Kopf, manchmal nervt's mich,*

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

> manchmal nervt's sogar die Frauen (.) noch mal persönlich angesprochen zu werden in der weiblichen Form (.) was mich oder wo ich ein Ungleichgewicht sehe hinsichtlich der (.) Besetzung mit Frauen ist in der Hierarchie nach oben (.) ab meiner Etage (.) weil in die nächste Vorgesetzte ist eine Frau, die Vorgesetzte der Vorgesetzten ist ne Frau, (.) die Stellvertretung war ne Frau, dann sind wir schon auf Bürgermeisterebene, ist wieder ne Frau (.) die Referentin ist ne Frau und die Amtsleitung ist ne Frau und dergleichen, das find ich sehr ungleichgewichtig und ich hab's mittlerweile auch nicht unbedingt als Vorteil erlebt (1.1, 3).

Zunächst nimmt D für sich in Anspruch, selbst auf die Ausgeglichenheit der Geschlechteranteile in seinem unmittelbaren Tätigkeitsbereich zu achten, für den er als Leitung auch zuständig ist. Seine positive Selbstidentifikation mit seinem Arbeitsfeld unterstreicht er mit der betonten Verwendung des Possessivpronomens: mein Bereich. Für sein Handeln nennt er zwei Gründe: zum einen geht es darum, dass sich Frauen und Männer seines Erachtens in der Arbeit gut ergänzen, zum anderen darum, „gesellschaftliche Realitäten" abzubilden. Die zweite Begründung kann mehrdimensional aufgefasst werden. D geht es entweder um die allgemeine Widerspiegelung der gesellschaftlichen Geschlechteranteile von Frauen oder Männern in der Sozialen Arbeit und deshalb auch um deren adäquate Repräsentation als Kolleginnen und Kollegen im Arbeitsfeld oder auch naheliegend um ein adäquates Identifikationsangebot für die Klientinnen und Klienten Sozialer Arbeit, hier also die weiblichen und männlichen Jugendlichen. D beschreibt sich als professionell auch im Genderbereich fortgebildet, als „gegendert". Seine persönliche Distanz zu diesen professionellen Schulungen kommt in der Artikulation seines Genervtseins an die Oberfläche. An dieser Stelle wendet sich seine Argumentation dann doch dem Gerechtigkeitsaspekt der Geschlechterpolitik zu. Er macht ein Ungleichgewicht von Frauen und Männern in Leitungspositionen aus. Ab seiner Hierarchieebene befinden sich praktisch nur noch Frauen in Führungspositionen, was er offensichtlich weder positiv erlebt, noch gutheißt. Indirekt wird deutlich, dass D eine Genderpolitik als nicht gerecht empfinden kann, die auf der unteren und mittleren Mitarbeiterebene auf paritätische Verhältnisse setzt, in der Führung aber dann rein weiblich dominiert wird (zusammenfassende Paraphrase; formulierende Interpretation und Fortsetzung mit nächster Fokussierungsmetapher).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

A validiert die Aussage von D und blickt dabei zunächst auf seine eigene biografische Laufbahn und besonders seinen beruflichen Start zurück.

A: das ist aber glaub ich des so also (.) ich bin ja schon am Längsten hier in diesem Laden (.) wo sich total was umgekehrt hat (.) als ich angefangen hab waren (1) zu 90, 95 Prozent nur Männer (.)

C: ⌞ ja

A: ab der Gruppenleiterebene bis nach oben (.) des wär gar net denkbar damals gewesen (.) eine Bürgermeisterin oder Sozialreferentin und (1) des hat sich jetzt und da ist auch dann schon die Frage (.) wo ma strigent gschaut hat dass Frauen ma hat Frauen gfördert, Frauen gfördert und da behaupte ich mal; da hat sich irgendwann eine Ebene oder oder ein Zeitunkt eingeschlichen ääh

C: ⌞ eingeschlichen (lacht)

A: wo wo's über des Fördern hinaus ging (1) dass es auch Frauengesellschaften gab die sich gegenseitig geschützt haben und nach oben komma sind und des Ergebnis sag ich jetzt a mal ganz böse ist jetzt des, dass ma jetzt überwiegend oder nur noch Frauen im Sozialreferat ham ääh oder im Jugendamt als Vorgesetzte und das ist, des, was ich auch nicht immer als ganz glücklich finde

C: Überkompensation, sagt man da, wenn eine Entwicklung vorher einseitig war und

A: ⌞ ja

C: sie sozusagen, äh wenn sich die Ladung verrutscht, äh (.)

B: ja von einem Extrem ins andere (sitzt gelassen da)

E: ⌞ ja

D: ⌞ ja

Aus der berufsbiografischen Sicht von A haben sich die Machtverhältnisse in der Sozialen Arbeit in zumindest zwei Arbeitsbereichen völlig verkehrt. Vormals auf Mitarbeiterebene männerdominierte und durch Männer geführte Abteilungen und Einrichtungen wurden mittels gezielter Frauenförderung in rein von Frauen geführte verwandelt. Das erreichte Ergebnis geht aus seiner Sicht deutlich über das Ziel der Herstellung von

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Geschlechtergerechtigkeit hinaus. Verantwortlich macht er eine „Frauengesellschaft", ein Netzwerk von Frauen, welches diesen Aufstieg der Frauen befördert hat und wohl als strategisches Pendant zu den bekannten „Old boys networks" interpretiert werden kann. Der jetzt erreichte Zustand wird offen als „ganz böse", dann abmildernd als „nicht immer glücklich" beschrieben. Die übrigen Gruppenteilnehmer validieren diesen Eindruck von A, C spricht von Überkompensation und „verrutschter Ladung", eine Metapher die anzeigen soll, dass es kein ausgewogenes Machtgleichgewicht mehr gibt. Die Zustimmung der übrigen Gruppenmitglieder schließt diese Sequenz ab (zusammenfassende Paraphrase, formulierende Interpretation).

C ordnet die geschilderte Entwicklung anschließend in einen gesamtgesellschaftlichen Rahmen ein. Das, was sich in der Gesellschaft allgemein anbahnt – eine zunehmende Emanzipation der Frauen – konnte sich nach seiner Vermutung in einem Frauenberuf aufgrund der hohen Frauenanteile auf Mitarbeiterebene Bahn brechen. C greift an dieser Stelle noch einmal die Eingangsfrage nach dem Frauenberuf auf und kommt zu dem Schluss, dass er gerade im Vergleich mit einem klassischen Männerberuf die hohen Frauenanteile im Beruf angenehm empfunden habe. Schließlich sei es zu begrüßen, eine „Reihe ansehnlicher und netter Kolleginnen" zu haben, wobei er seine damalige Leitungsfunktion betont. Allerdings sieht er im Zusammenhang mit den hohen Frauenanteilen eine Reihe erheblicher organisatorischer Probleme, die durch den ebenfalls gegebenen hohen Anteil von Teilzeitarbeit entstehen – was aber mit der Geschlechterrolle nichts zu tun habe – sondern ein „selbsterklärendes Prinzip" sei. Er schildert beispielhaft, welche Friktionen und Reibungsverluste sich unter Umständen dadurch ergeben, dass sich die Kolleginnen nicht absprechen könnten, weil sich die Mitarbeiterinnen und jeweiligen Stelleninhaberinnen durch die Regelung der Teilzeitarbeit nicht träfen. Auch das Verhältnis der Anteile, die Mitarbeiterinnen in Teamsitzungen verbrächten im Gegensatz zur direkten Arbeit am und mit Klienten, wäre ungünstiger. D räumt daraufhin zwar gewisse „Reibungsverluste" durch Teilzeitarbeitsmodelle ein, stellt demgegenüber die höhere Motivation von Teilzeitkräften heraus. C stellt diese These in Frage, ihm zufolge könne Motivation nicht an Teilzeit oder Vollzeit festgemacht werden. E schließlich verweist auf seine eigenen Erfahrungen mit einer Teilzeitbeschäftigung und sieht in Zukunft auch ein erhöhtes Risiko, dass Männer in Elternzeit gehen oder eine Teilzeitstelle bevorzugen. Er schlägt an dieser Stelle noch einmal den Argumentationsbogen zurück zur Frage der

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

Frauen in Führungspositionen und echauffiert sich erneut über die geschlossen weibliche Führungsriege im eigenen Referat. Schließlich räumt er ein, dass die hauseigenen Verhältnisse den Blick auf die Realität in anderen Referaten verstellen, da er um die fast geschlossen in Männerhand befindliche Führung in anderen Referaten wisse (zusammenfassende Paraphrase; formulierende Interpretation).

Es ist offensichtlich, dass die weibliche Hegemonie im Amt, verkörpert durch die rein weibliche Leitung bis in die obersten Führungsetagen beträchtlichen Unmut bei der gesamten Männergruppe erzeugt. Die Frauen in der Sozialen Arbeit sind zwar wichtige, „ergänzende Elemente", aber ihr bevorzugtes Arbeitszeitmodell der Teilzeitarbeit verursacht Organisationsprobleme und einen hohen Abstimmungsbedarf. Das eingeworfene Argument von der höheren Motivation von Teilzeitkräften wird schnell beiseitegeschoben, letztlich würde dies ja bedeuten, dass Frauen motivierter sind als Männer. In der Runde der Männer ist es ein unhinterfragtes Faktum, dass Frauen Teilzeitmodelle bevorzugen, was mit ihren familiären Verpflichtungen zusammenhänge, die Geschlechterrolle dagegen habe damit nichts zu tun. Dieses Argument erscheint auf den ersten Blick unlogisch, ist aber wohl im Kern anachronistisch zu deuten: dieser Sichtweise liegt eine als selbstverständlich vorausgesetzte Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern zugrunde, die Frauen für die Familienarbeit vorsieht. Der Reproduktionsbereich fällt der Frau naturgemäß, durch ihre biologische Ausstattung – ein „selbsterklärendes Prinzip" – aber wohl auch aufgrund der sozialen Tradition zu. Es ist offensichtlich, dass das Differenzparadigma bei den Männern gilt, wonach Frauen und Männer grundsätzlich und das beutet sowohl – biologisch als auch sozial und wie an späterer Stelle auch zu sehen sein wird, psychisch – verschieden sind, auch wenn sie aktuell und konkret andere Erfahrungen mit Frauen machen, etwa mit den Frauen in Führung und zeitweise auch selber schon „weibliche" Rollensegmente und Rollenmodelle übernommen haben und zum Beispiel bei familiärer Sonderbelastung in Teilzeit gearbeitet haben, um mehr Familienarbeit zu leisten. In der gesamten Argumentation schwingt vor allem Herrschaftskritik an den aktuell erfahrenen Machtverhältnissen mit, die eine völlige Verkehrung sonstiger gesellschaftlicher Machtverhältnisse im Amt darstellt. Für die Gültigkeit des traditionellen Differenzparadigmas spricht auch die Kategorisierung der Frauen als „ergänzendes Element" in der Praxis der Sozialen Arbeit. Die Logik der Differenz der Geschlechter beinhaltet immanent auch die Logik der Komplementarität. An dieser alten Ordnung wollen die Männer

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich Do, Apr 2nd 2020, 09:32

nicht rütteln, allen Genderdebatten zum Trotz. Die Aussage von D, man sei „gut fortgebildet und „gegendert“ – ist wohl weniger als erkenntnistheoretische Positionierung zu verstehen, sondern eher als äußerliche berufsstrategische, opportunistische Anpassung an weibliche Hegemonieverhältnisse im unmittelbaren Arbeitskontext, der nun einer „von oben“ – der Frauenriege – verordneten Genderprogrammatik unterliegt (reflektierende Interpretation).